

Akte «Sennentuntschi»: So blind war die Schweizer Filmförderung

Nummer 37 – 10. September 2009 – 77. Jahrgang
Fr. 5.90 (inkl. MwSt.) – Euro 3.90

DIE WELTWOCH



Wie viele Ausländer verkräftet die Schweiz?

Zahlen und Fakten zur grössten Zuwanderung seit 1291.
Von Andreas Kunz, Markus Somm und Reiner Eichenberger

Justizaffäre Holenweger

Warum halten die Behörden heikle Akten zurück? *Von Daniel Ammann*

Glashütte
ORIGINAL

HANDMADE IN GERMANY



Mit Worten nur schwer zu beschreiben. So ist das oft mit einer neuen Idee.

Der Audi A5 Sportback. Die Kraft klaren Designs.

Das wirklich Neue der Idee Sportback liegt in der Kombination von scheinbar Unvereinbarem: sportlichem Design und Funktionalität. Aussen die Proportionen eines klassischen Coupés, innen das Raumgefühl eines Avant, gekoppelt mit dynamischen Fahreigenschaften bei hervorragender Effizienz. Eine Idee, die auch ohne Worte überzeugt.

Berechnungsbeispiel, Finanzierung über AMAG Leasing: Audi A5 Sportback 2.0 TDI, 125 kW (170 PS). Effektiver Jahreszinssatz 6,59% (Laufzeit 48 Mte./10 000 km/Jahr), Barkaufpreis CHF 54 150.-, Anzahlung 10% CHF 5 415.-, Leasingrate CHF 639.15/Mt., exkl. obligatorischer Vollkasko-Versicherung. Alle Preise inkl. MWSt. Änderungen jederzeit vorbehalten. Die Kreditvergabe ist unzulässig, falls sie zur Überschuldung des Konsumenten führt.



Audi **Swiss** Service Package+

Reparatur 3 Jahre oder 100 000 km
Service 10 Jahre oder 100 000 km
Es gilt jeweils das zuerst Erreichte

Vorsprung durch Technik



Intern

Besuch beim Migrationsamt des Kantons Zürich. Die Immigranten stehen in einer langen Kolonne vor den Schaltern. Bis sie zum Sachbearbeiter kommen, der hinter Panzerglas auf



Massive Auswirkungen: Bundeshaus.

sie wartet, haben viele ihre Geduld bereits verloren. Immer öfter kommt es zu Wutausbrüchen, Beschimpfungen, Drohungen. Die Scheibenfront des riesigen Bürokomplexes ist zertrümmert. Das Werk von linksextremen Vandalen steht symbolisch für die Schweizer Migrationspolitik der vergangenen Jahre: aufgebrochene Grenzen, ein zusammengeflacktes Provisorium – und eine Lösung nirgends in Sicht. Als Folge der Zuwanderung seit Beginn der Personenfreizügigkeit erreicht die Schweizer Bevölkerung bald die 8-Millionen-Grenze. In unserer Titelgeschichte recherchierten *Weltwoche*-Redaktor Andreas Kunz und Inlandchef Markus Somm die massiven Auswirkungen einer Entwicklung, die nicht mehr gestoppt werden kann. **Seite 32**

Unsere Titelgeschichte der letzten Ausgabe über das in Schiefelage geratene Prestige-Filmprojekt «Sennentuntschi» hat ein mediales Erdbeben mittlerer Stärke provoziert. Kein Tag verging seit dem Erscheinen der Recherche, an dem nicht vielstimmig über die Enthüllungen berichtet worden wäre. Die Gründe, warum das Regiewunderkind Michael Steiner mitsamt seiner Produktionsfirma abstürzte, haben wir ausführlich dargelegt. Doch Steiner, nach wie vor ein Hoffnungsträger des Schweizer Films, muss nicht allein für das Debakel geradestehen. Die Frage stellt sich, ob nicht auch die staatlichen Förderer eine Mit-

verantwortung tragen. Kultur- und Gesellschaftschef Philipp Gut legt in dieser Ausgabe nach. Sein Artikel zeigt, dass in der Sektion Film des Bundesamtes für Kultur einiges im Argen liegt. **Seite 38**

Mit vielen seiner Interviewpartner hat André Müller schon über Günter Grass gesprochen. Friedrich Dürrenmatt ätzte 1980: «Der Grass ist mir einfach zu wenig intelligent, um so dicke Bücher zu schreiben.» Rudolf Augstein 1993: «Er ist ein so widerwärtiger Kerl geworden, mittelpunktssüchtig, humorlos, charakterlich unerträglich.» Peter Handke 2007: «An Grass kann man überhaupt nichts studieren. Er ist durch seinen raschen Erfolg in Deutschland eine offizielle Figur geworden und hat



«Offizielle Figur»: Schriftsteller Grass.

sich dann nur noch selbst imitiert.» Nachzulesen ist das alles auf Müllers Website: <http://andremuller.com-puter.com>. Nun hat der preisgekrönte Interviewer mit dem Gescholtenen selbst gesprochen und ihm einige der Anwürfe vorgelegt. Grass reagierte gnädig: «Wenn ich ernst nähme, was Autoren gelegentlich über mich von sich geben, dann wäre ich sehr rasch sehr einsam.» **Seite 54**

Eine Meldung in eigener Sache: Gemäss der Studie MACH Basic 2009-2 weist die *Weltwoche* eine Leserschaft von 348 000 Lesern aus und konnte im Vergleich zu den Frühjahrszahlen 3000 Leser hinzugewinnen. Damit setzt sich unsere Leserschaft aus 43 % Frauen und 57 % Männern zusammen. Die Gesamtreichweite der *Weltwoche* beträgt 8,1%. Wir bedanken uns herzlich bei unseren Leserinnen und Lesern für die Treue und das Vertrauen, das sie dieser Zeitung entgegenbringen.

Ihre Weltwoche

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail: redaktion@weltwoche.ch
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: aboservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 203.– (inkl. MwSt.)

E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Stv. Chefredaktor: Markus Somm

Produktionschef: David Schnapp

Redaktion:

Alex Baur, Urs Paul Engeler, Urs Gehrig, Philipp Gut (*Leitung Kultur und Gesellschaft*), Carmen Gasser, Pierre Heumann, Andreas Kunz, Peter Keller, René Lüchinger (*Leitung Wirtschaft*), Kai Michel (*Wissenschaft*), Daniela Niederberger, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Eugen Sorg, Mark van Huissingel

Redaktionelle Mitarbeiter:

Daniel Ammann, Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Max Frenkel, Ludwig Hasler, Jörg Hess, Peter Holenstein, Hansrudolf Kamer, Wolfram Knorr, Albert Kuhn, Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli, André Müller, Franziska K. Müller, Daniele Muscionico, Ulf Poschardt, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Oliver Schmuki (*Leserbriefe*), Sacha Verna (*New York*), Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

Produktion: Roy Spring

Bildredaktion: Catharina Hanreich (*Leitung*), Christophe Bosset, Eline Keller-Sørensen (*Assistentin*)

Layout: Catharina Clajus (*Leitung*), Peter Aschmann

Infografik: Helmut Germer

Korrektorat: Cornelia Bernegger und Rita Kempter (*Leitung*), Viola Antunovits, Gilbert Grap, Beat Kuttng

Internet: Andreas Thut (*Leitung*)

Sekretariat: Miriam Schoch (*Leitung*), Inga-Maj Hojaij-Huber

Verlagsleitung: Maik Juchler

Marketing: Sandra Millius (*Leitung*)

Anzeigenverkauf: Christine Lesnik (*Leitung*), Angela Prisciantelli

Anzeigeninnendienst: Anina Gross, Laura Bazzigher,

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Internetverkauf: Publicitas web2com AG

Tarife und Buchungen unter: Tel. 044 250 31 91

E-Mail: sallesservices.web2com@publicitas.com

Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG, Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.



© Montblanc · www.montblanc.com · www.unicef.org

SIGNATURE FOR GOOD. | Lesen und schreiben zu können, ist ein fundamentales Menschenrecht und gehört zu den wertvollsten Fähigkeiten, die ein Kind besitzen kann. Als wesentlicher Bestandteil der Entwicklung jedes Einzelnen und damit der gesamten Gesellschaft ebnet sie den Weg in ein erfolgreiches und selbstbestimmtes Leben.

Mit dem Vorhaben, die Schreibkultur zu fördern, arbeiten Montblanc und UNICEF nunmehr zum dritten Mal zusammen. Seit 2004 wurden weltweit mehr als 1 Mio. US-Dollar für die Unterstützung der UNICEF-Bildungsprogramme gespendet. Ein Teil der Erlöse aus dieser besonderen Meisterstück-Edition garantiert einen zusätzlichen Betrag von mindestens 1,5 Mio. US-Dollar, der zukünftigen Bildungsprojekten von UNICEF zugutekommt.

– Die in bewährter Handwerkstradition gefertigte Meisterstück „Signature for Good“-Edition zeichnet sich durch einen blauen Saphir in einem vergoldeten Kranz auf der Kappe aus. In 35 Arbeitsschritten wird die Feder geschliffen, poliert und von Hand geprüft – wie jedes Meisterstück seit 1924. **MONTBLANC. A STORY TO TELL.**

**MONT
BLANC**

unicef



Sonnenkönigin: Vogue-Chefin Wintour. Seite 48



Gegen Analphabetismus: Roger Federer. Seite 64



«Tatort»: mit Nastassja Kinski. Seite 44



Ungereimtheiten: Bankier Holenweger. Seite 14

Aktuell

5 Editorial

13 Kommentar Links hat schon gewonnen

14 Justizaffäre Holenweger

Die Ermittlungsbehörden entfernten heikle Dokumente aus den Akten – und wollten sie vernichten

16 Die Anerkennung kommt spät

Jetzt endet die Geheimhaltungspflicht der P-26-Veteranen

17 Missbrauch auf höchster Stufe

In Bulgarien und Rumänien blüht die Korruption

17 Personenkontrolle Züst, Diener, Jost, Ackeret

18 Kalter Kaffee

Der G-20-Gipfel diskutierte das Thema Boni für Banker

21 Wirtschaft Aus Fehlern lernen

22 Der Brandstifter

Ägyptens Kulturminister Hosni will Unesco-Chef werden

23 Afghanistan Die Deutschen am Pranger

24 Die Deutschen Auferstanden aus Ruinen

25 6 Fragen an Afghanistan-Experte Etienne de Durand

26 Essay Gewalt ohne Kriege

28 Mörgeli Das Ländle als Vorbild?

28 Bodenmann VW Golf im Keller

29 Medien «Där Rottu»

29 Wortkontrolle Mit «gesundem Menschenverstand»

30 Leserbriefe

Hintergrund

32 Wie viele Ausländer verkräftet die Schweiz?

Noch nie in der Geschichte hat die Bevölkerung in der Schweiz so stark zugenommen wie heute. Was bringt das Wachstum der Schweiz? Eine Bilanz

34 Integration Rasche Einbürgerung für Leistungsträger

38 Akte «Sennentuntschi»

So blind war die Schweizer Filmförderung

40 Ende der Gemütlichkeit

Das Verbot der Glühbirnen verärgert die Kunden, ohne der Umwelt zu nutzen

42 Unter Strom

Ein Schüler debütiert erfolgreich als Unternehmer

43 «Psychisch unreif»

Psychiater Michael Winterhoff über jugendliche Gewalttäter

44 Raus aus dem Spiessermief

Seit fast vierzig Jahren auf der Mattscheibe, ist der «Tatort» die erfolgreichste deutsche Krimi-Reihe

48 Darth Vader lächelt

Mode-Zarin Anna Wintour versucht eine Image-Korrektur

51 Grounding der Heuschrecken

Der Grasshopper Club Zürich steckt in der Krise

52 Sie landeten im Morgenrauen

Vor 250 Jahren besiegten die Engländer die Franzosen in der Schlacht von Québec – mit welthistorischen Folgen

Der Rundumschutz für Ihr Auto.

Top-Versicherung, Top-Schadenservice.

Im Rahmen Ihrer individuellen Vertragslösung

- Passend: Versicherungsschutz und Optionen für alle Bedürfnisse
- 7×24 h: kostenlose Erreichbarkeit im Schadenfall unter 0800 22 33 44
- Komfortabel: Glasreparatur durch Carglass an jedem Ort Ihrer Wahl (CH)
- Verlässlich: Rechtsschutz zur Wahrung Ihrer Interessen



Jetzt Offerte einholen!

Steigen Sie ein, und Sie profitieren rundum – dank kompetenter Betreuung, fairen Preisen und zuverlässiger Leistung im entscheidenden Moment. Ihre Offerte erhalten Sie jetzt bei der Agentur in Ihrer Nähe (www.allianz-suisse.ch/agentur).

Allianz Suisse. Gut beraten von A–Z.

Allianz 
Suisse

BRAUCHEN SIE
EINE EIGENE
ÖLQUELLE
ODER REICHT EIN
KANISTER?



Der neue Honda *Jazz*.
Vernunft ist trendy.

Sparsame und saubere Fahrzeuge – wie der neue Jazz – liegen heute im Trend. Vor allem wenn sie zusätzlich viel Kraft, Sicherheit und Flexibilität bieten. Der gestylte Minivan besitzt besonders effiziente i-VTEC-Motoren mit variabler Ventilsteuerung von 90* oder 100 PS. Hochklappbare Sitzflächen und ein maximales Ladevolumen von 1396 Litern tragen zu seiner grossen Vielseitigkeit bei. Überzeugen Sie sich bei Ihrem Honda-Vertreter vom grossen Sparpotenzial des neuen Jazz, informieren Sie sich unter 0800 70 60 50 oder www.honda.ch



*Jazz 1.2i. Gesamtverbrauch (R101-00/EWG): 5,3 l/100 km. CO₂-Emissionen gemischter Zyklus: 125 g/km. Energieeffizienz-Kategorie: A.





Stil geschenkt. Wir schenken Ihnen eine Style Card* im Wert von CHF 40.- beim Einkauf ab CHF 200.- in einem unserer Mode-/Heimtextilienrayons bis 26.9.2009. Weitere Informationen dazu in Ihrer Manor.

maddison
Cordveston
99.-

maddison
Cardigan
49.90

*Donnons du style
à la vie*

MANOR 

* Ab CHF 200.- Einkaufssumme erhalten Sie eine Style Card im Wert von CHF 40.-, ab CHF 100.- eine im Wert von CHF 20.-. Den jeweiligen Wert können Sie in allen Manor Warenhäusern bei Ihrem nächsten Einkauf bis 30.10.2009 in der Damen-, Herren- oder Kindermodeabteilung (inkl. Lingerie, Accessoires und Schuhe) sowie der Heimtextilienabteilung (inkl. Mercerie und Basteln) einlösen, exkl. Dienstleistungen und Geschenkgutscheine/-karten. Die Karte ist ab dem Tag nach dem Ausstellungsdatum gültig.

www.manor.ch

Geld macht glücklich (Nr. 29). Geld macht glücklich, wenn man es verantwortungsvoll anlegt. Und in eine lebenswerte, intakte Umwelt investiert. Mit Swisscanto Green Invest beispielsweise in Titel, die nach strengsten ökologischen und sozialen Kriterien ausgesucht werden. In Unternehmen, welche in Sachen Nachhaltigkeit zu den Besten gehören. Und damit Erfolg haben. Auch morgen noch. Und übermorgen. Informieren Sie sich darüber beim Kundenberater Ihrer Kantonalbank.

Kostenloser Bezug von Verkaufsprospekt, vereinfachtem Verkaufsprospekt, Jahres- oder Halbjahresbericht: bei allen Geschäftsstellen der Kantonalbanken in der Schweiz und der Bank Coop AG, Basel, der Swisscanto Fondsleitung AG (Nordring 4, Postfach 730, 3000 Bern 25) oder unter www.swisscanto.ch.

Ökobilanz verbessern und Umwelt-Fonds gewinnen:
www.swisscanto.ch/footprint

Anlage und Vorsorge.



Swisscanto

Die Anerkennung kommt spät

Von Peter Keller — Die letzte geheime Widerstandsorganisation der Schweiz wurde 1991 aufgelöst. Erst jetzt hat der Bundesrat die P-26-Veteranen aus ihrer Geheimhaltungspflicht entlassen.



Pioniere des Widerstandes: Gottlieb Duttweiler.

Sie wurden 1991 mit Schimpf und Spott in die Wüste gejagt: jene paar hundert Schweizer Männer und Frauen, die dem hochgeheimen Projekt 26 (P-26) angehört hatten. Ziel dieses militärischen Netzwerkes war, nach einem allfälligen Einmarsch der Sowjetarmee die Verbindung zum Exil-Bundesrat aufrechtzuerhalten und nationalen Widerstand zu organisieren.

Schon in den achtziger Jahren wendete sich der Zeitgeist gegen den antikommunistischen Widerstand. Die nachrückende Generation von Politikern, Journalisten und Historikern verstand es, die «kalten Krieger» einem wirren und paranoiden Haufen gleichzusetzen. Als rund um die Fichenaffäre bekannt wurde, dass übereifrige Beamte Hunderttausende von Akten über meist linksstehende Personen angelegt hatten, kam bei Nachforschungen im Militärdepartement auch die P-26 ans Licht. Es war der *Weltwoche*-Autor Urs Paul Engeler, der 1990 den Chef der Geheimorganisation, Generalstabsobst Efreim Cattelan, enttarnt hatte.

Viele der ehemaligen P-26-Mitglieder fühlen sich missverstanden. Sie halten sich zu Unrecht für verdächtigt, dass sie auch nicht davor zurückgeschreckt hätten, als bürgerliche Putschisten eine demokratisch gewählte, möglicherweise prosovietische Linksregierung zu bekämpfen. Aber öffentlich wehren konnten sich die Widerständler bislang nicht: Sie waren



Weltwoche-Gründer: Karl von Schumacher.

unter Strafandrohung an die Geheimhaltungspflicht gebunden.

Das behördlich verordnete Schweigen bestand bis heute. Nun wurde am vergangenen Montag eine Interpellation von Theo Maissen (CVP) im Ständerat behandelt. Die Veteranen des von 1940 bis 1991 organisierten Widerstandes im feindbesetzten Gebiet sollten sich offen und unbefangen über ihre Diensterlebnisse äussern dürfen. Der Bundesrat kam dem Anliegen des Interpellanten entgegen: Die Betroffenen sind von ihrer Schweigepflicht entbunden – ausser es geht um heute noch militärisch genutzte Infrastrukturen.

Wende im VBS

Zuständig für dieses neue Wohlwollen ist das Departement für Verteidigung, Bevölkerungsschutz und Sport (VBS). Der Wechsel an der VBS-Spitze zu Ueli Maurer machte die Wende möglich. Unter seinem Vorgänger Samuel Schmid gab es widersprüchliche Signale. Einerseits verdankte er in einem Zeitungsbeitrag die Verdienste der geheimen Widerstandskämpfer. Als aber einer von ihnen um Erlaubnis bat, sich an einem Forschungsprojekt über seine Tätigkeit äussern zu dürfen, wurde die Anfrage vom VBS kategorisch abgelehnt.

Die Anfänge des nationalen Widerstandes gehen zurück bis in den Zweiten Weltkrieg.

Im Frühsommer 1940 überrollten Hitlers Panzer Frankreich. Die Schweiz war vollständig von den feindlichen Achsenmächten umgeben. Kurz darauf, am 25. Juni, hielt Bundespräsident Marcel Pilet-Golaz eine Rede, die viele für zu anpasserisch hielten. Statt kämpferische Parolen auszugeben und die Unabhängigkeit des Landes zu bekräftigen, warb der Waadtländer FDP-Politiker um das Vertrauen der Bevölkerung für mögliche Entscheide, die der Bundesrat künftig nicht mit dem Volk besprechen könne. Wie sollten diese rätselhaften Äusserungen zu verstehen sein? Würde die Regierung insgeheim gar ein «diplomatisches Arrangement» mit den Nazis eingehen, wie der spätere Botschafter und damalige Nachrichten-Unterroffizier August R. Lindt befürchtete?

Am 4. September 1940 trafen sich die Köpfe der künftigen «Aktion nationaler Widerstand» (ANW) im Zürcher Bahnhofbuffet. Darunter Politiker, Wirtschaftsleute, Intellektuelle über die Parteigrenzen hinweg. Was sie verband: ihr Bekenntnis zur Freiheit, der antinazistische Furor, das Einstehen «für die Volksherrschaft auf Grund persönlicher Verantwortung», wie es August R. Lindt in seinem Gelöbnis formulierte.

Zu den ANW-Leuten gehörte auch ein heute 92-jähriger Funkamateurliebhaber, der 1942 von der Armee als Funker für die Widerstandsorganisation rekrutiert wurde. Nach vier Jahren Aktivdienst musste er seinen Sender zurückgeben – die Geheimhaltungspflicht wurde jedoch beibehalten. Jetzt erst, 64 Jahre nach Dienstende, darf der Mann frei reden. Er ist das letzte noch lebende Mitglied der «Aktion nationaler Widerstand» aus dem Zweiten Weltkrieg, das nun Anerkennung von offizieller Seite erfährt. In seiner Antwort dankt der Bundesrat allen Männern und Frauen, welche «in den schwierigen Tagen des Zweiten Weltkrieges und des Kalten Krieges ihren Einsatz für die Organisation des Widerstandes im Besatzungsfall geleistet haben».

Gemäss Recherchen des Forschungsprojektes REWI* zählen zu den Pionieren des Widerstandes Persönlichkeiten wie Gottlieb Duttweiler (Vater der Migros) oder die *Weltwoche*-Gründer Karl von Schumacher und Manuel Gasser. Rund ein Viertel der Mitglieder seien Linke gewesen. Etwa der sozialdemokratische Präsident der Stadt Zürich Emil Klöti oder der spätere Bundesrat Dr. Max Weber. Zum engsten Führungskreis der ANW gehörte auch der langjährige (1936–1952) SP-Präsident Hans Oprecht. Sie sind alle schon lange tot. Ihre späteren Kameraden dürfen jetzt frei reden. Für sie beginnt der Kampf um die endgültige Rehabilitierung ihrer Arbeit.

*Die **Arbeitsgruppe REWI** (Résistance/Widerstand) erforscht die geheimen Vorbereitungen der Schweizer Armee für den Widerstand im feindbesetzten Gebiet (www.festungen-zh.ch).

Missbrauch auf höchster Stufe

Von Carmen Gasser — Der Nationalrat will 257 Millionen Franken Hilfsgelder an Rumänien und Bulgarien bezahlen. Selbst dreiste Beispiele für Korruption ignorierte das Parlament.

Rumänien und Bulgarien sollen neu mit 257 Millionen Franken unterstützt werden. So entschied der Nationalrat Anfang dieser Woche. Der Beitrag soll zur Verringerung der wirtschaftlichen und sozialen Ungleichheiten dienen, wobei 76 Millionen für Bulgarien und 181 Millionen für Rumänien bestimmt sind.

Ein teurer Entscheid – gänzlich über die Köpfe der Bürger hinweg. Nicht nur, dass sie zusätzlich zu jener Milliarde fließen, welche die Bundesräte Deiss und Calmy-Rey der EU zum Abschluss der Bilateralen II bereits für die Oststaaten zusicherten. Das Schlimmste daran: Diese Millionen drohen im Morast der Korruption dieser Länder zu versinken.

Dabei könnte für einmal ein Blick in die EU nicht schaden. Diese hat vor einem Jahr wegen Versäumnissen im Kampf gegen Korruption Hilfen in Höhe von 800 Millionen Euro für Bulgarien auf Eis gelegt. Zwar weiss man schon lange, dass die Korruption in Bulgarien und Rumänien, die beide am 1. Januar 2007 der Europäischen Union beitraten, hoch ist: Einem Bericht der Weltbank zufolge bezahlen in Rumänien 42 Prozent der Haushalte Schmiergelder, und 38 Prozent der Beamten haben solche erhalten – doch glaubten die Politiker stets den Bekundungen der dortigen Kollegen hinsichtlich deren Reformbemühungen. Das Fass zum Überlaufen brachte ein vertraulicher Bericht von OLAF, der EU-Behörde für Betrugsbekämpfung, der den Missbrauch von bis zu 6,1 Millionen Euro in Bulgarien aufgedeckt hatte. Die Gelder wurden anstatt für Sonderprogramme zur Unterstützung der Landwirtschaft zur Wahlkampffinanzierung von Politikern verwendet.

Die bisherigen Fortschritte Rumäniens und Bulgariens bewertete die EU-Kommission diesen Juli in ihrem Bericht noch immer als unzureichend. «Beide Länder verfehlen die Anti-Korruptions-Standards der EU, auch zweieinhalb Jahre nach ihrem Beitritt», heisst es in dem Papier. Die Beispiele für Korruption in diesen Ländern sind ebenso zahlreich wie dreist. So wurde kürzlich bekannt, dass betrügerische Beamte bei der Einreise nach Bulgarien Schweinegrippe-Atteste verlangten. Touristen, die kein Attest vorlegen konnten, kassierten Bussen. Im bulgarischen Verteidigungsministerium soll ein hoher Beamter zwei rosafarbene Dienstwagen angeschafft haben. Der Mann wollte damit seiner Tochter ermöglichen, in einem zum Abendkleid passenden Gefährt beim Schulball vorzufahren.



Klagen: rumänische Ex-Ministerin Macovei.

Auch auf oberster politischer Ebene grassiert die Korruption. «Untersuchungen, die gegen zehn ehemalige Minister in Rumänien liefen, wurden entweder vom Parlament blockiert, oder der Strafgerichtshof annullierte zuvor ergangene Urteile», kritisiert die EU-Kommission in ihrem Bericht. Einzig vor dem Beitritt zur EU zeigte die Antikorruptionsbehörde DNA Biss. Doch «die Tinte auf dem Beitrittsvertrag war noch kaum trocken, als die Versuche zur Auflösung und Entwaffnung dieser Organisation unternommen wurden». Selbst Rumäniens ehemalige Justizministerin Monica Macovei klagte kürzlich: die Korruption blüht mit Hilfe der Gesetze.» Kein Wunder, liegen gemäss Transparency International Bulgarien (Rang 72) und Rumänien (Rang 70) in Sachen Korruption regelmässig weit hinter Ländern wie Kuba, Ghana oder Südafrika.

Angesichts der weiterhin fehlenden Fortschritte, heisst es aus Brüssel, wolle man die beiden Länder bis mindestens Juli 2010 unter strenger Beobachtung halten. Hierzulande pocht man lieber auf Autonomie und spricht neue Gelder. «Es wäre wirklich falsch, schweizerische Entscheide zwingend von solchen der Europäischen Union abhängig machen zu wollen», sagt SP-Nationalrat Mario Fehr. Eine teure Autonomie in diesem Fall, noch dazu eine unsinnige.

Züst, Diener, Jost, Ackeret

Wenn es sie gäbe, hätte Hans-Luzi Züst aus Grüşch GR die Auszeichnung «Subvenziens-Jäger des Jahres» (oder so ähnlich) verdient: Auf dem Dach seines Büros produziert der Energieberater Solarstrom, den er (je nach Witterung) für 71 Rappen pro kWh an das Elektrizitätswerk verkauft und hernach (nach Bedarf) für 15 Rappen zurückkauft. Ein rundes Geschäft, das Züst im letzten Jahr einen netten Gewinn von 20 436 Franken einbrachte. Für diese kreative Leistung verlieh ihm «Solarpapst» Gallus Cadonau (SP, ZH) den «Solarpreis 2009». Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf (BDP, GR) hielt die Laudatio («Wir kennen uns seit vielen Jahren, lieber Gallus, ich bin gerne gekommen»). (pbt)

Unter Ausschluss der Öffentlichkeit haben sich die Zürcher Ständerätin Verena Diener (GLP) und ihr Lebenspartner Max Lenz am 4. September das Ja-Wort gegeben. Auch bei der Hochzeitsfeier im Zürcher Restaurant «La-Salle» waren nur ein halbes Dutzend Verwandte und Bekannte geladen, unter ihnen alt Regierungsrat Ruedi Jeker (FDP). Vertreter aus Dieners Partei wurden keine gesichtet. Nicht vorgesehen war die Präsenz einer Delegation der *Weltwoche*-Redaktion, die (zufällig) am Nebentisch speiste. Wir wünschen den Frischvermählten trotzdem alles Gute. (axb)

Wenn die Zahl der Teilnehmer auf dem Podium ungefähr der der Zuhörer im Säli entspricht, dann führt die Gruppe für eine Schweiz ohne Armee (GSoA) eine Veranstaltung durch, so am Samstag in Bern, als sie gegen die Gedenkfeiern zum Kriegsausbruch vor siebzig Jahren wettete. Als Haupthetzer profilierte sich ein Mann, der die Schweizer Armee nicht nur mit Worten abrüstete, sondern auch mit konkreten Taten: Der Lausanner Professor Hans Ulrich Jost versenkte, als er noch Milizoffizier und Militärpilot war, die erste Mirage-Maschine, die unter Schweizer Flagge flog, im Vierwaldstättersee. Gemäss Untersuchung war die Ursache des Absturzes indes kein Piloten-, sondern ein Wartungsfehler. (upe)

Zur kleinen Feier der 100. Folge der Internet-Sendung «Teleblocher», die wöchentlich von 40 000 bis 60 000 Leuten angeklickt wird, lud Journalist Matthias Ackeret auch die Kritiker des Konzeptes ins Herrliberger Restaurant «Blümlisalp». Von den medialen Sittenrichtern verfolgte allerdings allein PR-Profi Klaus J. Stöhlker das Jubiläums-Gespräch vor Ort. Die andern beiden lauten Nörgler Peter Studer, ehemaliger Präsident des Presserats, und Ueli Haldimann, Fernsehregisseur ad interim, scheuten den Direktkontakt. (upe)

Kalter Kaffee

Von René Lüchinger — Am G-20-Gipfel in London gab es zum Thema Boni für Banker und Eigenmittel nur müde Kompromisse. Die Schweiz ist weiter und sollte selbstbewusster auftreten.



Imposante Gruppenfotos: G-20-Ministertreffen letzte Woche.

Boni und Banker: kein Paar, über das an den Stammtischen der westlichen Welt derzeit viel Positives zu hören wäre. Banker kassierten Millionenboni für fast nichts, die Zunft des schnellen Geldes orientierte sich ausschliesslich am eigenen Kontostand, und wenn dann etwas in die Hosen gehe, dürfe der Steuerzahler in Aktion treten, lautet die landläufige Meinung. Das war während der Krise so und wird nach der Krise, ist zu befürchten, wieder so sein.

Angela Merkel, Deutschlands Bundeskanzlerin, und deren französisches Pendant Nicolas Sarkozy wollten die Bühne des G-20-Gipfels vom vergangenen Wochenende in London nutzen, diesem Treiben endgültig ein Ende zu setzen und für die Boni der Banker eine absolute Obergrenze einzuführen. Dass die Achse Berlin-Paris in dieser Frage zusammenfand, kommt nicht von ungefähr: Im latent kapitalismusfeindlichen Deutschland kann es sich kein Politiker leisten, die Stimmung an den Stammtischen der Nation gänzlich zu ignorieren. Und wo ein Missstand ist, braucht es, wie es deutsche Art ist, Regeln der Obrigkeit. Bei dem Franzosen Sarkozy sind die Beweggründe eher persönlicher Natur: Noch so gerne würde der kleine Mann als grosser Krisenmanager in die Geschichte eingehen. Beide Staatschefs ritzen an der Themse jedoch die Grenzen ihres politischen Einflusses auf dem poli-

tischen Parkett. Amerikaner und Engländer bremsten die Kontinentaleuropäer aus und weigerten sich, eine verbindliche Begrenzung von Boni einzuführen. Womit klargestellt ist: Den USA und Grossbritannien geht es darum, ihre Finanzplätze international wettbewerbsfähig zu halten und Einschränkungen bei der Akquisition der global besten und meist auch teuersten Talente zu verhindern.

Was aber heisst dieser Entscheid für den Schweizer Finanzplatz? Zunächst einmal ist die G-20 nichts weiter als ein informeller Zusammenschluss der wichtigsten Industrie- und Schwellenländer ohne rechtsverbindlichen Charakter. Das stets imposante Gruppenfoto zum Abschluss eines jeden G-20-Gipfels steht in starkem Kontrast zur Beschlussfähigkeit dieses Gremiums. In London blieb als kleinsten gemeinsamer Nenner nur die Absichtserklärung übrig, die Boni zukünftig an den langfristigen Erfolg einer Bank zu koppeln.

Verantwortung im Verwaltungsrat

Für die Schweiz ist das kalte Kaffee. Die Eidgenössische Finanzmarktaufsicht (Finma) hat bereits Anfang Juni ein sogenanntes Rundschreiben «Vergütungssysteme» formuliert und darin festgehalten, dass Boni zukünftig langfristig und nachhaltig am ökonomischen Gewinn einer Bank unter Berücksichtigung

sämtlicher Kosten für alle eingegangenen Risiken auszurichten sind. Der Verwaltungsrat wird dabei stärker in die Pflicht genommen, indem er für die Vergütungspolitik verantwortlich zeichnet und diese auch in einem Vergütungsbericht offenlegen muss. Statt politischen Populismus wollen die Schweizer die Verantwortung für die Boni dort lokalisiert wissen, wo sie hingehört: bei dem durch die Aktionäre gewählten Verwaltungsrat. In einem marktwirtschaftlichen System sind es noch immer die Eigentümer einer Firma beziehungsweise deren Vertreter im Aufsichtsrat, die zu entscheiden haben, wie sie ihre Spitzenkräfte im Management entlohnen wollen.

Die Anhörungsfrist zum Rundschreiben der Finma ist mittlerweile abgelaufen. «Von verschiedenen Seiten gibt es gewisse Vorbehalte», sagt Finma-Sprecher Tobias Lux in einer ersten Einschätzung, «doch die Reaktionen bewegen sich qualitativ und quantitativ im Rahmen unserer Erwartungen». Mehr dazu sagen, will er nicht, da die Auswertung noch nicht abgeschlossen ist. Diese neue Vergütungspolitik soll per Anfang Januar 2010 eingeführt werden, und es ist gut denkbar, dass die Finanzminister der G-20 dannzumal sich noch immer im Diskussionsstadium zum Thema befinden. Nach einem Jahr Übergangsfrist, so der Fahrplan der Finma, sollen dann sämtliche Finanzinstitute auf das neue System umgestellt haben.

Werbebotschaft für den Finanzplatz

Als «weltweit vorbildlich» beurteilt der emeritierte Zürcher Bankenprofessor Hans Geiger das geplante Regelwerk der Finma in Sachen Boni, «die Schweiz sollte dies für ihr Territorium im Alleingang implementieren und dies auch als Werbebotschaft für den heimischen Finanzplatz nutzen». In der Tat wäre ein selbstbewussteres Auftreten angezeigt und auch sachlich durchaus zu rechtfertigen. Während US-Finanzminister Timothy Geithner in London in Aussicht stellte, auf Ende 2010 weltweit strengere Eigenmittelanforderungen für Banken einführen zu wollen, sind die Schweizer in dieser Hinsicht schon längst ein paar Schritte weiter. Die damals noch unter Eidgenössischer Bankenkommission (EBK) firmierende Aufsichtsbehörde hat in Zusammenarbeit mit der Schweizerischen Nationalbank (SNB) bereits Ende 2008 die Schweizer Grossbanken dazu verpflichtet, ein neues Eigenmittelregime einzuführen. Dieses beinhaltet einerseits eine Erhöhung der risikogewichteten Eigenmittel sowie eine risikounabhängige, nominale Begrenzung des Verschuldungsgrades. Bis im Jahr 2013 müssen diese neuen Anforderungen von UBS und Credit Suisse erfüllt sein.

Das ist der Weg, den Schweizer Finanzplatz auch in Zukunft gegen New York und London konkurrenzfähig zu halten. ○



Zurich HelpPoint®

Rechnen Sie mit einer Autoversicherung, die höchsten Standards gerecht wird: Ihren.

Zurich HelpPoint® ist für Sie da, wenn Sie mehr als nur eine Versicherung brauchen.

Deshalb bieten wir Ihnen einen Versicherungsschutz, der Ihre hohen Erwartungen erfüllt. Bei einem Schadenfall lassen wir die Reparatur von ausgewählten Garagen ausführen, geben Ihnen darauf eine lebenslange Garantie (gemäss Garantiepass) und stellen sicher, dass Sie während der Reparatur mobil bleiben.

Erfahren Sie mehr bei Ihrem Versicherungsberater,
unter 0800 80 80 80 oder auf www.zurich.ch/helppoint

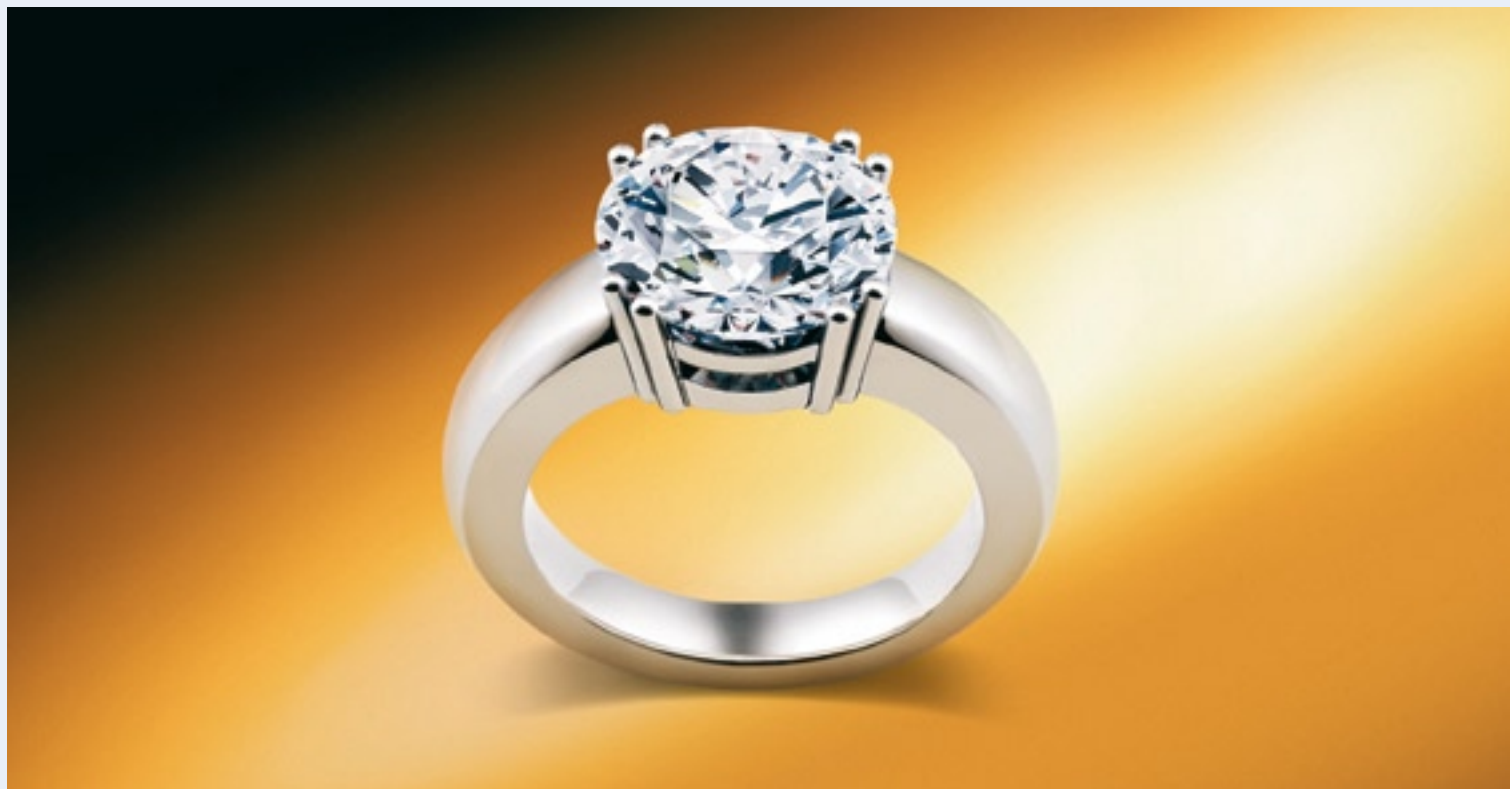
Weil Sie uns wichtig sind.

 **ZURICH®**

Because change happenz®

Weltwoche-Spezialangebot

Diamanten-Seminar – Lernen Sie den «König der Edelsteine» beurteilen: Die Weltwoche präsentiert das exklusive Diamanten-Seminar der Beyer Chronometrie, des traditionsreichsten und ältesten Uhren- und Schmuckgeschäfts der Schweiz.



Im Diamanten-Seminar bringt Carlo Mutschler, Leiter Schmuckatelier Beyer, den Teilnehmern das Wunder der seltenen Steine näher: «In zwei Stunden wird zwar niemand zum Gemmologen», sagt Mutschler. «Aber jeder ist danach fähig, Diamanten richtig zu beurteilen.» Die Teilnehmer lernen, Steine zu differenzieren, Qualität zu erkennen, Zertifikate zu interpretieren und die verschiedenen Angebote richtig einzustufen. Mit dem Grundwissen ist jeder in der Lage, sich beim Kauf eines Diamanten ein objektives Bild zu machen.

Welcher Diamant passt zu mir?

Wichtige Ausgangslage dafür ist die Definition persönlicher Vorlieben und das Festlegen der Ansprüche an den «eigenen» Diamanten. Erst damit kann die Bewertung der Qualität von Diamanten erfolgen und somit auch des Preises. Als Kriterien dienen die sogenannten vier grossen C: Carat (Masse in Karat), Clarity (Reinheit), Colour (Farbe) und Cut (Schliff). Bei Beyer orientiert man sich an einem zusätzlichen, fünften C: Confidence – das Vertrauen der Kunden. Wie bei allem Exklusiven spielt die Geschichte eine zentrale Rolle. Im Seminar der Beyer Chronometrie erhalten die Teilnehmer einen Einblick in die reiche Historie des Diamanten.

Ausgewiesener Fachmann

Carlo Mutschler gilt als Koryphäe auf dem Gebiet der Edelsteine. Ganz besonders faszinieren ihn Diamanten: «Eine Teilnahme am Kurs lohnt sich in jedem Fall. Und am Schluss wird ein Brillant im Wert von 2000 Franken verlost», sagt er und schmunzelt.



Dank dem Engagement der Weltwoche besitzen Sie nach diesem Seminar ein breites Grundwissen, damit es zu keinen Fehlkäufen kommt.

Weltwoche-Spezialangebot

Als Weltwoche-Abonnent/-in profitieren Sie vom Vorzugspreis.

Seminararten

Samstag, 24. Oktober, 10 bis 12 Uhr, oder
Samstag, 7. November, 10 bis 12 Uhr

Ort

Beyer Chronometrie
Bahnhofstrasse 31, Zürich

Programm

- Grundwissen über Diamanten
- Wertfaktoren: die fünf grossen C
- Interpretation der Zertifikate
- Worauf kommt es beim Kauf an?

Kosten

für Abonnenten: Fr. 65.–
für Nichtabonnenten: Fr. 85.–
Das Kursgeld wird in bar am Kurstag bezahlt.

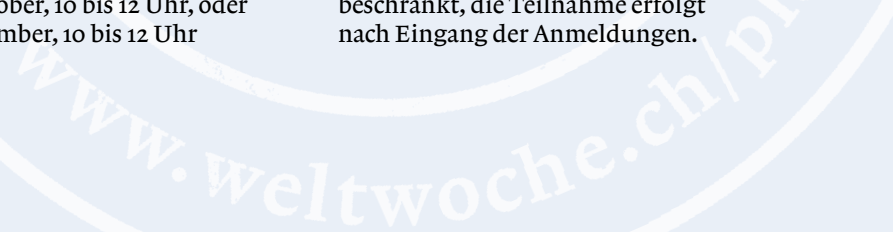
Anmeldung unter

simone.bischofberger@beyer-ch.com

Anmeldeschluss

14. Oktober für das Seminar
vom 24. Oktober
28. Oktober für das Seminar
vom 7. November

Die Platzzahl ist auf 30 Personen beschränkt, die Teilnahme erfolgt nach Eingang der Anmeldungen.



Aus Fehlern lernen

Von Kurt Schiltknecht — Die Krisenbewältigung verläuft planmässig. Doch jetzt muss das überschüssige Geld im Wirtschaftskreislauf abgeschöpft werden. Sonst droht eine Inflation.



Das Gespenst der Deflation: Schweizerische Nationalbank.

Die Inflation kommt so sicher wie das Amen in der Kirche, wenn eine Notenbank unter normalen wirtschaftlichen Umständen die Geldmenge übermässig ausweitet. Doch sind die heutigen Zeiten normal? Haben die früheren geldpolitischen Erkenntnisse auch nach der Finanzmarktkrise noch ihre Gültigkeit, oder müssen sich die Notenbanken an neuen geldpolitischen Fakten orientieren? Bis jetzt sind Überraschungen ausgeblieben. Alles spielt sich nach Lehrbuch ab. Auf die Finanzmarktkrise haben die Notenbanken mit einer gewaltigen Ausweitung der Geldmenge reagiert und so die zusätzliche Liquiditätsnachfrage der Banken, Unternehmungen und Privaten befriedigt. Dadurch konnte das Bankensystem stabilisiert und ein Abgleiten der Weltwirtschaft in eine schwere und lang anhaltende Krise verhindert werden. Trifft die in jüngster Zeit wiederholt gemachte Prognose zu, dass der amerikanische Wirtschaftsabschwung am Auslaufen ist, dann entspricht die gegenwärtige Rezession in den USA ungefähr denjenigen von 1973 bis 1975 und 1981 bis 1982.

In unsicheren Zeiten versucht die Wirtschaft, sich mit höheren liquiden Mitteln gegen allfällige Unwägbarkeiten zu schützen. Das von den Notenbanken dafür zur Verfügung gestellte Geld stellt so lange keine Bedrohung für die Preisstabilität dar, als die

Unsicherheit anhält. Selbst eine zu starke Ausweitung der Geldmenge ist relativ unproblematisch, da das Geld unbenutzt auf den Konten liegenbleibt. Schwierig wird es für die Notenbanken, wenn die Krise abflaut, denn dann findet die überschüssige Liquidität vermehrt den Weg in die Wirtschaft. Wenn in einer solchen Phase die Geldmenge nicht abgebaut wird, ist eine Inflation vorprogrammiert.

Teure Fehleinschätzung

In der Vergangenheit haben die Notenbanken mit dem Abbau der während einer Krise geschaffenen Liquidität meistens zu lang zugewartet. In der Schweiz war dies beispielsweise vor dreissig Jahren der Fall. Damals führte die Schweizerische Nationalbank (SNB) wegen der übermässigen und unkontrollierten Aufwertung des Frankens vorübergehend ein Wechselkursziel ein. Um das Ziel zu erreichen, musste mit zweistelligen Milliardenbeträgen im Devisenmarkt interveniert werden.

Parallel dazu stieg die Geldmenge. Obwohl sich die Lage auf den Devisenmärkten rasch beruhigte, wurde das zusätzlich geschaffene Geld unter dem Eindruck der für die Exportwirtschaft immer noch schwierigen Wechselkursituation und aus Furcht vor einer neuen Wechselkurskrise nicht abgeschöpft. Die Fehleinschätzung des Direktoriums kam die

schweizerische Wirtschaft teuer zu stehen. Mit der üblichen Verzögerung von zwei bis drei Jahren stieg die Inflation stark an und zwang die Nationalbank zu einer sehr restriktiven Geldpolitik mit negativen Auswirkungen auf Wachstum und Beschäftigung.

Die heutige Situation erinnert in vielem an damals. Die Lage auf den Finanzmärkten hat sich deutlich beruhigt. Geld, das bisher zur Krisenvorsorge gehalten worden ist, beginnt, in die Finanzmärkte und in die Wirtschaft zu fließen. Die Anzeichen mehren sich, dass der Konjunkturabschwung an Dynamik verliert und in einigen Ländern bereits am Auslaufen ist. Dennoch machen weder die Schweizerische Nationalbank noch das amerikanische Federal Reserve Board Anstalten, die als Krisenvorsorge aufgebaute Liquidität abzuschöpfen.

Die Nationalbank begründet ihre Haltung mit der Gefahr einer Deflation. Gleichzeitig malt sie das Bild einer grossen Arbeitslosigkeit. Mit einem Anstieg der Arbeitslosigkeit muss in den nächsten Monaten gerechnet werden. Dennoch wird die krisenbedingte Liquiditätsnachfrage der Wirtschaft geringer als während der Bankenkrise sein. Auch Hinweise für eine Deflation lassen sich nicht ausmachen. Kaum jemand verzichtet auf den Kauf von Immobilien, Investitionsgütern oder dauerhaften Konsumgütern, weil er mit nachhaltigen Preissenkungen in den nächsten Jahren rechnet.

Das Geschehen auf dem schweizerischen Immobiliensektor spricht zurzeit eine andere Sprache. Gegen eine Deflation sprechen auch die Preissteigerungen auf den Rohwarenmärkten und das Geschehen auf den Aktienmärkten. Der gegenwärtige Druck auf die Löhne hat mehr mit der aktuellen Wirtschaftslage und der Zuwanderung ausländischer Arbeitskräfte zu tun, als dass er ein Vorbote einer Deflation wäre. Solche Situationen hat es auf dem schweizerischen Arbeitsmarkt in der Nachkriegszeit schon mehrfach gegeben, ohne dass es anschliessend zu einer Deflation gekommen wäre.

Die SNB, aber auch das Fed, die ihre Geldmengen während der Krise wesentlich stärker als die Europäische Zentralbank ausgeweitet haben, wären gut beraten, mit dem Liquiditätsabbau zügig voranzuschreiten. Eine restriktivere Geldpolitik hätte auf die Zinssätze keine grosse Wirkung und würde die Erholung der Wirtschaft nur wenig abschwächen. Dafür würden gute Voraussetzungen für einen nachhaltigen und inflationsfreien Wirtschaftsaufschwung geschaffen.



Kurt Schiltknecht

Volkswirtschaftler, ausserordentlicher Professor an der Universität Basel und Verwaltungsrat

Der Brandstifter

Von Urs Gehriger — Ägyptens Kulturminister Faruk Hosni glaubt an die jüdische Weltverschwörung und würde israelische Bücher verbrennen. Jetzt will er neuer Unesco-Chef werden.

«Die israelische Kultur ist eine unmenschliche, eine aggressive, rassistische, überhebliche Kultur, die auf einem ganz einfachen Prinzip beruht: zu stehlen, was ihr nicht gehört, um es anschliessend als etwas Eigenes auszugeben.»

Diese Worte stammen ... nein, nicht von Muammar Gaddafi, obwohl auch er sie gesagt haben könnte, sondern von Faruk Hosni, 71, dem ägyptischen Kulturminister mit Drang zu Höherem. Hosni will nämlich Generalsekretär der Unesco werden.

Was wie ein schlechter Witz klingt, könnte in wenigen Wochen bereits bittere Wirklichkeit sein. Die Chancen, dass ein Antisemit und Israel-Hasser der Uno-Organisation für Erziehung, Wissenschaft und Kultur (Leitbild: «Frieden stiften in den Köpfen der Menschen») vorsitzen wird, stehen gut. Faruk Hosni gilt als aussichtsreichster von neun Kandidaten. Den ungeschriebenen Gesetzen der Organisation zufolge steht den arabischen Ländern turnusgemäss die Bestallung des Chefpostens zu.

Womöglich wäre die Wahl Hosnis zum *courant normal* geworden, hätten nicht drei französische Intellektuelle das Wort ergriffen. Der Friedensnobelpreisträger Elie Wiesel, der Philosoph Bernard-Henri Lévy und der Filmemacher Claude Lanzmann veröffentlichten im

Mai in der Zeitung *Le Monde* eine eindringliche Warnung vor dem «Brandstifter der Herzen» und richteten Licht ins Dunkel seiner Vergangenheit.

«Die ägyptische Kultur ruiniert»

In seiner 22-jährigen Ära als ägyptischer Kulturminister bediente Hosni wiederholt den Topos der jüdischen Weltverschwörung, etwa als er behauptete, dass Israel von den internationalen Medien unterstützt werde, die «von Juden infiltriert» seien, die «Lügen verbreiten». 2001 erklärte Hosni (selbst Maler von abstrakter Kunst), dass Israel «nie einen Beitrag zur Zivilisation geleistet» habe.

Seine absurden Ausfälle krönte der Künstler-Minister 2008 mit dem Versprechen, er werde die prachtvolle neue Bibliotheca Alexandrina «Israel-rein» halten. Gefallen ist die Bemerkung im ägyptischen Parlament, wo er einen Abgeordneten besänftigte, der befürchtete, es könnten auch israelische Werke in die Bibliothek aufgenommen werden: «Bring mir diese Bücher, und wenn es sie gibt, werde ich sie vor deinen Augen verbrennen.»

Doch auch in seiner Heimat ist Hosni nicht unumstritten. Auf der Internetplattform Facebook haben Künstler und Aktivisten eine Seite unter dem Titel «Ägypter gegen die Nominierung Faruk Hosnis» eingerichtet. Dort heisst

es: «Hosni ist der Mann, der die ägyptische Kultur seit 20 Jahren ruiniert.» Tausende Autoren, Blogger, Künstler, Professoren und Medienleute sind gefoltert, schikaniert und eingekerkert worden, seit Hosni 1987 sein Amt aufgenommen hat. Unter ihnen rund hundert Heavy-Metal-Fans, die wegen «Satanismus» verhaftet wurden.

Offensichtlich besorgt um den sicher geglaubten Posten, befindet sich Faruk Hosni auf Werbetour in eigener Sache – und wird tatkräftig unterstützt von der ägyptischen Regierung. So liess sie verlauten, in Kairo werde eine wichtige Synagoge restauriert. Und sie kündigte an, man plane die Übersetzung einiger israelischer Bücher ins Arabische. Nicht aus der hebräischen Originalversion, versteht sich, sondern aus europäischen Übertragungen.

«Sprachlicher Ausrutscher»

Auf seiner persönlichen Website gibt Hosni den Missverständenen und spielt seine Aussagen herunter. Beim Zitat über die Bücherverbrennung habe es sich bloss um einen «sprachlichen Ausrutscher» gehandelt, rein metaphorisch sei es gemeint gewesen. Nun sei er Opfer einer Verleumdungskampagne geworden. Man habe die Worte aus dem Kontext gerissen. Das Ganze sei ein Hinterhalt der Regierungen von Israel und Amerika.

Im assortierten Anzug, mit dezenter Hornbrille und lockigem Haar empfiehlt er sich als polyglotter Mann des Aufbruchs. Die Unesco habe an «Glanz und Strahlkraft verloren», und er, Faruk Hosni, werde das Licht wieder zurückbringen. Eine «neue Philosophie» schwebe ihm vor, sagte er im Interview mit der *Süddeutschen Zeitung*. «Die muss unter dem Schlagwort Versöhnung stehen. Versöhnung der Religionen, Versöhnung von Arm und Reich, Versöhnung des Menschen mit der Natur.»

Nächste Woche beginnt am Unesco-Sitz in Paris das Anhörungsverfahren der Kandidaten, zu welchen auch die jetzige EU-Aussenkommissarin, die Österreicherin Benita Ferrero-Waldner, zählt, die sich aber kaum Chancen ausrechnen darf.

Hosnis Make-up-Offensive scheint gewirkt zu haben. Der Ägypter wittert den Sieg. 32 der 58 Stimmen im Exekutivrat seien ihm sicher, liess er die Nachrichtenagentur AFP wissen. Zum Vorschlag reicht das einfache Mehr. Schafft Hosni diese Hürde, wird die Bestätigung durch die Unesco-Generalkonferenz im Oktober zur blossen Kür.

Noch zögern einige Europäer. Faruk Hosni appelliert an ihr «Gewissen»: «Wenn die Europäer es ernst meinen mit der Kulturversöhnung, wäre das die Gelegenheit.» Und bedeutungsschwanger warnt er: «Würde ich nicht gewählt, wäre dies ein historischer Fehler für die jüdische Seite.» ○



Dunkle Vergangenheit: Kulturminister Hosni.

Die Deutschen am Pranger

Von Hansrudolf Kamer — Welche Ironie: Meist spielten die Deutschen bei Kriegseinsätzen der Amerikaner den Oberlehrer. Jetzt werden sie in Afghanistan selber kritisiert. Eine Chance für die Kanzlerin.



Post-faktum-Besserwisserei: Aufräumaktion nach Tanklast-Bombardierung in Afghanistan.

Das stinkt zum Himmel», «Bodenlose Frechheit» – die Nato ist wahrlich nicht der Warschaupakt. Hier wird in aller Öffentlichkeit gestritten und debattiert, wenn der Anlass gegeben ist. Neu ist das nicht. Der Luftangriff im deutschen Sektor in Afghanistan hat die latenten Spannungen in der Allianz aufgedeckt und dem Wahlkampf in der Bundesrepublik ein Thema beschert, das Emotionen weckt. Das Engagement der Bundeswehr am Hindukusch war in Deutschland bisher zwar nicht sonderlich populär – doch grossen Widerstand gab es nicht. Die staatstragenden Parteien stehen hinter ihm. Nur Lafontaines Linke versucht, die Friedensbewegten und Anti-Kriegs-Aktivistinnen zu mobilisieren.

Wer hier mit starken Worten um sich wirft, sind nicht etwa die Politiker, sondern deutsche Offiziere. Sie fühlen sich von den Amerikanern hintergangen. Diese hatten es gewagt, die Untersuchungen über den Vorfall, bei dem ein deutscher Oberst einen amerikanischen Luftangriff zur Unterstützung angefordert hatte, der eine Anzahl von zivilen Opfern forderte, einem Journalisten der *Washington Post* zugänglich zu machen. Im Bericht wurden Zweifel laut, die Deutschen hätten ihre Hausaufgaben nicht gemacht, bevor sie die Luftunterstützung anforderten. Unterschwellig klang mit, die Bundeswehr sei nicht kampferprobt,

scheue die kriegerische Auseinandersetzung, verliere die Nerven und sei überfordert.

Die Kritik an kampfscheuen Deutschen ist nicht neu. Der Grund dafür liegt in der Politik, die verlangt, den Einsatz in Afghanistan nicht als Krieg, sondern als Befriedungsmission eher zivilen Zuschnitts zu deklarieren. Die Bundeswehr hatte sich lange nicht an Einsätzen im Ausland beteiligt. Das Tabu wurde unter der rot-grünen Regierung Schröder/Fischer gebrochen und dies allgemein als grosser, mutiger Fortschritt gepriesen. Fortan galt es aber immer, das Ganze der deutschen Öffentlichkeit richtig «eingebettet» zu präsentieren.

Der gute Krieg wird unpopulär

So hatte die deutsche Politik immer wieder betont, man gehe ganz anders als die aufs Militär fixierten wilden Amerikaner (unter Bush) an das Problem heran. Unter den «alten» Europäern galt Afghanistan als der gute Krieg, jener im Irak als der unmoralische. In Barack Obamas Diktion: «Afghanistan is a war of necessity, Iraq is a war of choice.» Diese Unterscheidung, aus reinem innenpolitischem Opportunismus geboren, beginnt sich nun gegen ihre Urheber zu wenden. Auch der «gute Krieg» wird unpopulär, selbst in Amerika.

Die deutsche Regierung will das wilde Land der Clans und Stämme «stabilisieren», zu

einem Hort zivilen Umgangs machen. Die Amerikaner sehen oder sahen hier in erster Linie die Bekämpfung jener Gruppen, die damals al-Qaida in Afghanistan Gastrecht gewährt hatten – in erster Linie die Taliban. Das ist eine rein defensive Mission von beschränktem Umfang und beschränkter Dauer. Dass sich Afghanistan überhaupt stabilisieren lässt, bezweifeln viele Amerikaner. Sie haben mit *nation building* immer wieder gemischte Erfahrungen gemacht.

Übers Wochenende hatte der deutsche Verteidigungsminister wiederholt versichert, beim Angriff habe es keine zivilen Opfer gegeben, dies auch noch, als der amerikanische Oberkommandierende, General McChrystal, sich bereits am Samstag vor Ort kundig gemacht hatte und zu ganz andern Schlüssen gekommen war. Er bemängelte auch, dass die Deutschen viel zu lange gewartet hätten, um zu untersuchen, was sich überhaupt abgespielt hatte.

Die Ironie der neuen Lage ist unübersehbar. Deutschland habe bei ähnlichen kriegerischen Einsätzen anderer Nationen immer den Zeigefinger erhoben, erklärte nun der Vorsitzende des deutschen Bundeswehrverbandes. Dies sei nun die Retourkutsche. Die deutsche Pose des Oberlehrers war der Eintracht im Bündnis tatsächlich nie besonders förderlich. Von europäischer Solidarität war in den letzten Tagen deshalb wenig zu spüren. Der französische Aussenminister Bernard Kouchner bezeichnete den ganzen Einsatz als grossen Fehler, und die österreichische EU-Aussenkommissarin Benita Ferrero-Waldner sprach gar von einer grossen Tragödie. Kritik kam selbst aus dem kleinen Luxemburg. Wer den Schaden hat, braucht für Spott nicht zu sorgen.

Man kann gut verstehen, dass bei dieser Post-faktum-Besserwisserei über einen Kriegseinsatz den deutschen Militärs die Galle hochkommt. Auf Schutz durch die Politik dürfen sie nicht hoffen, denn es herrscht Wahlkampf. Dies ist keine Zeit der offenen und ehrlichen Worte, in der sich Politiker durch Wagemut auszeichnen. Frau Merkel nahm den Wirbel zum Anlass, um auf die vereinbarte internationale Afghanistan-Konferenz zu verweisen, die über eine Klärung der Ziele und einen westlichen Abzug beraten soll. Eine richtige Abzugsdebatte will sie aber vor den Wahlen vermeiden. Dabei bietet sich der Bundeskanzlerin eine einmalige Chance: Sie könnte Schröder zum Vorbild nehmen und deutschen Patriotismus mit Kritik an den Amerikanern verbinden. Der Wahlsieg wäre gewiss.



Hansrudolf Kamer

Experte für internationale Sicherheitspolitik. Ehemals Korrespondent in Stockholm, Jerusalem, Moskau und Washington sowie Auslandchef und stellvertretender Chefredaktor der NZZ.

Mehr zum Thema: Seite 24, 25

Auferstanden aus Ruinen

Von Henryk M. Broder — Zwanzig Jahre nach dem Mauerfall gleichen sich die politischen Verhältnisse in der Bundesrepublik immer mehr den Zuständen in der DDR an.

Vor zwanzig Jahren waren nur wenige Deutsche bereit, sich über den Fall der Mauer und das Ende des ersten Arbeiter- und Bauernstaates auf deutschem Boden zu freuen. Die meisten hatten sich mit der Existenz der DDR abgefunden. Für die Rechten war die DDR eine Pufferzone zwischen der freien Welt und dem Reich des Bösen, ein Stück Inland unter fremder Verwaltung, das darauf wartete, irgendwann in ferner Zukunft heimgeholt zu werden. So wie sich zwei Parallelen im Unendlichen treffen.

Für die Linken dagegen war die DDR ein Stück Ausland, in dem Deutsch gesprochen wurde, der andere, der bessere deutsche Staat, in dem vieles noch unvollkommen, aber das Wichtigste erreicht war – die Abschaffung der Herrschaft des Kapitals zugunsten der Diktatur des Proletariats. Dass in der DDR noch viel mehr abgeschafft war – die Meinungsfreiheit, die Reisefreiheit, die Idee der individuellen Verantwortung, freie Wahlen, eine unabhängige Justiz –, störte sie wenig, weil sie nicht in der DDR leben mussten. Aus sicherer Distanz verfolgten sie ein Experiment, dessen plötzlicher Abbruch sie mit Zorn und Trauer erfüllte. Günter Grass nannte die deutsche Teilung eine «Strafe für Auschwitz», die auch über 44 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges noch nicht verbüsst sei; der Dichter Stefan Heym, der in der DDR zu den privilegierten Dissidenten gehörte, die von der Regierung zugleich hofiert und überwacht wurden, zeigte sich angewidert vom Verhalten seiner ostdeutschen Landsleute, die die Grenzöffnung dazu nutzte, in den Westen zum Shoppen zu fahren.

«Helmut, nimm uns an die Hand»

Einerseits ist noch nie ein Staat so geordnet untergegangen wie die DDR, andererseits hat sich noch nie ein geteiltes Land so schwer getan, nach dem Ende der Teilung seine Identität zu finden. Was die Polen nach drei Teilungen und einer über hundert Jahre dauernden Zeit als «verschwundene Nation» schafften, das scheint die Deutschen, unter viel besseren Bedingungen, politisch und emotional nach nur vierzig Jahren zu überfordern.

Trotz der Milliarden, die jährlich in den «Wiederaufbau Ost» investiert werden, fühlen



sich die Bürger der ehemaligen DDR stärker diskriminiert als je zuvor. 49 Prozent der Ostdeutschen stimmen dem Satz zu: «Die DDR hatte mehr gute als schlechte Seiten. Es gab ein paar Probleme, aber man konnte dort gut leben.» Weitere 8 Prozent meinen: «Die DDR hatte ganz überwiegend gute Seiten. Man lebte dort glücklicher und besser als heute im wiederver-

einigten Deutschland.» Zusammengerechnet macht das eine solide Mehrheit von 57 Prozent der Ostdeutschen, die sich nicht mehr daran erinnern mögen, dass der Anstoss zur Wiedervereinigung vom Osten und nicht vom Westen ausging, dass sie es waren, die für die deutsche Einheit auf die Straße gingen und dabei riefen: «Helmut [Kohl], nimm uns an die Hand, zeig uns den Weg ins Wirtschaftswunderland!»

Zugleich wird in der ganzen Republik immer wieder darüber gestritten, ob die DDR ein «Unrechtsstaat» war. Sie sei weder ein «Rechtsstaat» noch ein «Unrechtsstaat» gewesen, erklärte der stellvertretende Fraktionsvorsitzende der postkommunistischen Linken im Bundestag, Bodo Ramelow, noch im Februar 2009.

Der Begriff «Unrechtsstaat» verletze das Empfinden der Ostdeutschen. «Sechzehn Millionen ehemaligen DDR-Bürgern heute zu sagen, sie hätten in einem Unrechtsstaat gelebt, heisst, diesen Menschen ihre Erinnerung umzudeuten.»

Die Rückkehr der Postkommunisten in die politische Arena ist ein Lehrstück, wie man durch geschicktes Taktieren und Koalieren ein als unmöglich geltendes Comeback schafft. Zuerst einmal durch mehrfachen Namenwechsel, um die Herkunft zu vernebeln. Aus der DDR-Staatspartei SED wurde die PDS, aus der Vereinigung der PDS mit einer Gruppe frustrierter Gewerkschafter und Sozialdemokraten in den alten Bundesländern entstand Die Linke. Ein programmatischer Name, der eher an Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht erinnert als an Erich Mielke und Erich Honecker.

War Die Linke zuerst isoliert, weil niemand mit ihr koalieren wollte, so kam es doch recht bald zu Bündnissen auf kommunaler Ebene. Das sei politisch bedeutungslos, hiess es; in den Gemeinden könnten die Postkommunis-

ten ruhig mitreden. Zudem sei es eine gute Methode, sie wieder in den politischen Prozess einzubinden.

Das klappte so gut, dass es bald zu formellen und informellen Koalitionen auf Länderebene kam, in Sachsen-Anhalt, Mecklenburg-Vorpommern und Berlin. Damit waren die Postkommunisten weitgehend rehabilitiert. Der Generalsekretär der SPD, Hubertus Heil, versicherte noch Mitte 2007, es werde «im Westen» der Bundesrepublik «keine Bündnisse der Sozialdemokraten mit der Linken geben». Vom Osten war nicht die Rede. Nach den letzten Wahlerfolgen der Linken wird man keinen Sozialdemokraten mehr finden, der glaubwürdig versichern könnte, es werde überhaupt keine Wahlbündnisse mit der Linken geben, wo auch immer. Auch eine Koalition der SPD mit der Linken im Bund gilt nicht mehr als ausgeschlossen, weil es für die SPD die einzige Option wäre, wieder an die Macht zu kommen, statt an der Seite der CDU mitzuregieren.

So kommt es, dass sich mehr und mehr Bundesbürger fragen, wer im Jahre 1989 wen übernommen hat: die Bundesrepublik die DDR oder die DDR die Bundesrepublik. Denn die politischen Verhältnisse in der Bundesrepublik gleichen sich immer mehr den Zuständen in der DDR an – natürlich auf einem ganz anderen wirtschaftlichen Niveau und mit einer immer noch gut funktionierenden Gewaltenteilung.

Alle wollen gleich reich sein

So wie es in der Volkskammer, dem Parlament der DDR, praktisch nur eine Partei gab, die SED, gibt es im Bundestag de facto eine sozialdemokratische Union, die aus fünf Fraktionen besteht: der SPD, der CDU, der CSU, den Grünen und der Linken. Nur die liberale FDP hat kein sozialdemokratisches Programm, sie ist die eigentliche Opposition im Haus.

Ebenso auffällig ist die Verschiebung anderer Parameter, die die «inneren Werte» einer Gesellschaft reflektieren: Freiheit und Gleichheit. Legten die Bürger der DDR vor der Wende vor allem Wert auf Gleichheit, war es bei den Westdeutschen die Freiheit.

Inzwischen finden sowohl Ostdeutsche wie Westdeutsche die soziale Gleichheit wichtiger als die Freiheit. Denn was nutzt einem schon die Freiheit, um die Welt fahren zu können, wenn man sich die Reise nicht leisten kann?

Bedeutete Gleichheit früher: «Ich habe genauso wenig wie mein Nachbar», bedeutet sie heute: «Ich will nicht weniger haben als mein Nachbar.» Früher waren die Ostdeutschen alle gleich arm, heute wollen sie alle gleich reich sein.

Dementsprechend wirbt Die Linke mit dem Slogan: «Reichtum für alle!» Wie dieses Ziel erreicht werden soll, verrät sie mit einer anderen Parole: «Reichtum besteuern!» – und keiner lacht. ○

Etienne de Durand

Keine westliche Demokratie, sondern Stabilität sei das Ziel für Afghanistan. Etienne de Durand, Berater von US-General Stanley McChrystal, erklärt die Eckpunkte der neuen Strategie.



«Die kommenden zwei Jahre werden besonders schwierig»: General McChrystal (r.).

General McChrystal, Oberbefehlshaber der westlichen Truppen in Afghanistan, hat Präsident Obama seinen Lagebericht eingereicht. Er gilt als wegweisend für das weitere Vorgehen der US-Truppen. Welches sind die Grundlinien des Berichts?

Er bezeichnet die Situation als «ernst» und «schwierig» und möchte, dass die Nato und die US-Streitkräfte aufhören, alle Anstrengungen auf die Jagd nach Taliban, al-Qaida und anderen Aufständischen zu konzentrieren. Stattdessen soll der Schutz der Bevölkerung ins Zentrum rücken. Das ist der Kern der Anti-Guerilla-Strategie.

Welches sind die zentralen Punkte der neuen Strategie?

Zuerst gilt es die vorhandenen Mittel auf einige wichtige Zonen zu konzentrieren, welche dicht bevölkert oder politisch wichtig sind. Der Hauptteil der Arbeit ist poli-

tischer und nicht militärischer Art. Heute ist es so: Die Taliban missbrauchen die Bevölkerung, um sich in ihren Dörfern zu verstecken und sich aufzurüsten. Die Landleute fürchten Repressalien seitens der Aufständischen, da sie vielerorts weder von der afghanischen Armee noch von der Nato beschützt werden. Sie haben keine andere Wahl, als den Aufständischen zu helfen. Deshalb müssen wir nun die Aufständischen isolieren.

Die Luftschläge gegen Taliban sorgen für Proteste, da oft Zivilisten getroffen werden. Gibt es bessere Methoden?

Ausschliesslich auf Feuerkraft zu setzen, ist nicht bloss relativ erfolglos gegen eine Guerilla, die sich leicht verstecken kann, sondern auch kontraproduktiv. Je mehr zivile Opfer zu beklagen sind, desto mehr wendet sich die Bevölkerung von der Regierung ab. Wenn zum Beispiel in einem Dorf Aufstän-

dische vermutet werden, empfiehlt es sich, mit den Bewohnern ihre Auslieferung zu beraten, statt sie direkt im Dorf anzugreifen.

Präsident Obama hat 21 000 zusätzliche Soldaten entsandt. Reichen diese aus, oder wird McChrystal bald weitere Soldaten fordern?

Insgesamt stehen elf Brigaden in Afghanistan, acht davon sind amerikanisch. Dies reicht nicht für ein Land mit 25 Millionen Einwohnern und einer anspruchsvollen Geografie. Die Antwort muss heissen: mehr gutausgebildete afghanische Soldaten. Sie können einen Kontakt mit der Bevölkerung aufbauen. Man muss den Armeebestand verdoppeln und die Polizeikräfte aufstocken.

Welches sind die Schritte, damit sich die westlichen Truppen zurückziehen können?

1—Die Ziele realistisch definieren und die Dinge beim Namen nennen. Es ist keine friedenserhaltende Operation, sondern ein Krieg mit einem echten Feind.

2—Die Ambitionen reduzieren. Wenn man von Demokratisierung und Wirtschaftsentwicklung spricht, schürt man bei den Afghanen sehr hohe Erwartungen. Man wird aus Afghanistan nie eine Schweiz machen können. Es geht darum, das Land zu stabilisieren und eine verantwortungsvolle afghanische Regierung herbeizuführen.

3—Mehr Mittel bereitstellen. Seit 2002 hat der Westen systematisch die Tendenz, die finanziellen, militärischen und menschlichen Mittel zu minimieren, die es für die Stabilisierung Afghanistans braucht.

4—Eine regionale diplomatische Strategie ausarbeiten. Dies ist eine grosse Herausforderung, denn der Iran, Indien, Pakistan und Russland haben einander weitgehend widersprechende Interessen.

5—Bedingungen schaffen, welche eine echte nationale Aussöhnung ermöglichen.

Das heisst mit den Taliban verhandeln?

Da sich die Taliban zurzeit in einem Höhenflug befinden, ist es illusorisch, von ihnen Konzessionen zu erwarten. Falls es uns gelingt, die militärische Situation zu stabilisieren, die lokale Regierung zu stärken und die Effektivität der afghanischen Armee zu steigern, wird es möglich sein, einen grossen Teil der Aufständischen auf die eigene Seite zu ziehen und die radikalsten Elemente zu isolieren. Bevor dies geschehen kann, muss man den afghanischen Staat strukturell reformieren. Die kommenden zwei Jahre werden besonders schwierig.

Die Fragen stellte **Pauline Garaude**.



Etienne de Durand ist Mitglied von General McChrystals Strategic Assessment Group, einem kleinen Team von Experten, die den US-Oberbefehlshaber in Afghanistan beraten. De Durand leitet das Zentrum für strategische Studien am Französischen Institut für internationale Beziehungen in Paris.



Essay

Gewalt ohne Kriege

Nach den Katastrophen des letzten Jahrhunderts scheint die Zeit der grossen Kriege zwischen Staaten vorbei. Doch die Menschheit ist heute stärker bewaffnet als je zuvor. Billige Kleinwaffen drohen ganze Erdteile in eine blutige Anarchie zu stürzen. *Von Curt Gasteyer*

Die Staatengemeinschaft freut sich über die Tatsache, dass Kriege zwischen Staaten zu einem Auslaufmodell geworden sind. Die wenigen Ausnahmen – wie der Krieg gegen Saddam Husseins Irak – mögen diese Annahme bestätigen. Ein Rückblick auf die beiden mörderischen Weltkriege im vergangenen Jahrhundert und die zahllosen grösseren und kleineren lässt die heutige Zeit tatsächlich auf den ersten Blick friedlich erscheinen.

Das aus solcher Genugtuung geschöpfte Gefühl erhöhter Sicherheit wird allerdings sehr rasch getrübt beim Blick auf die zwar weniger spektakulären, aber keineswegs weniger grausamen Akte bewaffneter Gewalt in weiten Teilen der Welt. Diese Gewalt trägt allerdings nicht die Bezeichnung «Krieg». Das einfach deshalb nicht, weil ihr Auslöser nicht Staaten, sondern staatenlose Banden jeder denkbaren Herkunft, Rasse oder Ideologie sind. Der individuelle Zugriff zur Gewalt und deren völlig bedenkenloser Einsatz gegen Mitmenschen sind heute an die Stelle staatlich organisierter Gewalt getreten.

Triebkräfte dieser neuen Form von Kriegen sind nur noch selten traditionelle politische Ziele wie Machterweiterung, Geländegewinn oder Zugang zu Rohstoffen – alles herkömmliche Anreize und Kennzeichen zwischenstaatlicher Kriege. Vielmehr sind es ganz handfeste Motive persönlicher Bereicherung, der Rache, der Einschüchterung oder Demütigung des Gegners. Sie sind fast immer begleitet von der Vergewaltigung von Frauen oder dem Missbrauch von Kindern und Jugendlichen zu Kriegszwecken. Es gibt keine zu respektierenden Verhaltensnormen mehr, die menschliche Brutalität eingrenzen oder wenigstens mildern könnten.

Jegliche über die letzten Jahrhunderte mühsam entwickelten Regeln und Schranken bei der Anwendung bewaffneter Gewalt scheinen heute über Bord geworfen zu sein. Die Liste der Gräueltaten, die in diesen Konflikten zur Anwendung kommen, ist in den letzten Jahren immer länger geworden.

Es offenbart sich ein immer breiteres, weitgefächertes Spektrum einer nur schwer vorstellbaren Vielfalt von Gewaltanwendung, häufig angetrieben von ideologischem oder religiösem Fanatismus. Man beobachtet auf der ganzen Welt eine kaum mehr rückgängig zu machende

Senkung jener Schwellen und Schranken, die lange Zeit bestimmte Formen von Gewalt und Brutalität zumindest in Grenzen hielten. Kein Zweifel, dass für diese zunehmende Tabulosigkeit das Fernsehen und der unbegrenzte Zugang zum Internet mitverantwortlich sind. Der wichtigste Faktor ist aber wohl der fast hindernisfreie Zugang zu «Kleinwaffen» in grossen Teilen der Welt, vor allem zu Kalaschnikows. Ohne die offenbar unbegrenzte Verfügbarkeit



Unbegrenzte Verfügbarkeit: Kalaschnikow.

dieser Waffen wäre die kaum vorstellbare Grausamkeit der erwähnten Kleinkriege, Gewalt- und Racheakte nicht möglich.

Damit ist ein Paradox in der globalen Sorge um Sicherheit und Konfliktbewältigung ausgesprochen: Die Schlagzeilen in den Medien betreffen fast ausschliesslich die Gefahr einer Weiterverbreitung von Atomwaffen. Gewiss ist mit einem Anwachsen der Zahl atomar gerüsteter Staaten nicht zu spassen, erst recht nicht, wenn die Gefahr besteht, dass diese Waffen in die Hände von Terroristen geraten. Von der weiterhin unkontrollierten Verbreitung sogenannter konventioneller Waffen – von Panzern bis zu den Kalaschnikows – ist allerdings nur sehr selten die Rede. Dabei sind

sie längst zum wichtigsten Instrument eigentlicher Massenmorde geworden.

Nach einem Genfer Bericht sterben jährlich über eine Dreiviertelmillion Menschen als Opfer solcher mit Kleinwaffen ausgetragener Konflikte und krimineller Akte. Die Mehrheit dieser Opfer entfällt kaum überraschend auf Schwarzafrika und Teile Lateinamerikas. Das verdeutlichen die zahllosen, immer wieder ausbrechenden, keine Zivilbevölkerung schonenden Kriege. Der nicht enden wollende Ressourcenkrieg im Kongo und die Massenmorde im Sudan bieten dafür die erschreckendsten Beispiele.

Kosten von Unruhen

Schätzungen über die Zahl der Opfer geben nur eine ungefähre Vorstellung von der sinnlosen Gewalttätigkeit dieser Kriegshandlungen. Sie schwanken im kriegsversehrten Darfur für den Zeitraum von 2003 bis 2007 zwischen 6000 und 52000 Toten. Dabei ist, wie diese Diskrepanz in der Schätzung zeigt, oft schwer auszumachen, ob solche Konflikte jeweils nur ein Land betreffen oder Nachbarländer mit einbeziehen. Und genau das erschwert zusätzlich die Beilegung des jeweiligen, im wahrsten Sinne eben grenzenlosen Konflikts.

Jenseits der menschlichen Tragödie sind es die vielfältigen wirtschaftlichen Folgen, die solche neuen Arten von Konflikten kennzeichnen. Die Kosten von Unruhen, Klein- und Bandenkriegen oder der als Folge unkontrollierbarer Gewalttaten erlittenen Schäden werden jährlich weltweit auf mindestens 95 Milliarden Dollar angesetzt. Das ist bestenfalls eine grobe Schätzung. In Wirklichkeit dürften die Kosten wesentlich höher sein. Schätzungen belaufen sich auf 400 Milliarden Dollar. Das wären immerhin 70 Dollar pro Erdbewohner.

Patentrezepte für eine wirksame, internationale Kontrolle des illegalen Handels mit Kleinwaffen gibt es derzeit nicht. Ausgangspunkt für eine wirksame Eingrenzung der globalen Verbreitung von Kleinwaffen müsste die Erkenntnis sein, wie viel die internationale Gemeinschaft mit einer griffigen Kontrolle dieser Waffen an Schäden und Opfern verhüten, an Kosten sparen und an Sicherheit gewinnen könnte. Bisher sind die meisten dieser Versuche entweder ganz oder teilweise gescheitert. ○

Die günstige Krankenversicherung ohne Extras.



Jetzt zugreifen und Geld sparen: www.sanitas.com

Wir reduzieren den administrativen Aufwand, und Sie kontaktieren vor jedem Arztbesuch unsere medizinische Hotline. Das Resultat: voller Versicherungsschutz zum Tiefpreis.

Wechseln Sie jetzt einfach und schnell zu Compact One. ☎ 0844 55 00 50

sanitas
erstklassig versichert

Mörgeli

Das Ländle als Vorbild?

Von Christoph Mörgeli

Über dem Fürsten steht der Kaiser. Vermögensverwalter Fritz Kaiser berät das Fürstenhaus Liechtenstein bei seiner neuen Finanzplatzstrategie. Und verkündet selbstbewusst: «Bisher sind wir im Schweizer Schatten gesegelt. Nun positionieren wir uns selbst.» Der Chefredaktor des *Sonntagsblicks* zeigt sich tief beeindruckt und titelt: «Von Liechtenstein lernen». Das Ländle als Vorbild für die Schweiz? Nun mal langsam.

Nach Schätzung von Insidern sind 80 Prozent der in Liechtenstein geparkten Gelder von 120 Milliarden Franken (Stand Ende 2008) unbesteuert. Diese Summen nennt die Firma Kaiser Ritter Partner allerdings nicht «unbesteuerte», sondern «verselbständigte Vermögen». Das tönt schöner – und meint dasselbe. Doch die Liechtensteiner Kundenanlagen sind dramatisch eingebrochen. Auf den dortigen Banken liegen heute über 50 Milliarden weniger als noch Ende 2007.

Die fürstliche Bank LGT verwaltet etwa 40 Prozent der in Liechtenstein gebunkerten Vermögen. Bei der LGT sind die Abflüsse noch schlimmer als bei den übrigen Instituten. Dies als direkte Folge des Datenklau von Heinrich Kieber mit anschliessendem Verkauf an ausländische Steuerbehörden. Im Gegensatz zur UBS weigerte sich die LGT, an den Hearings des US-Tax-Evasion-Committee teilzunehmen. Schliesslich trabte der Botschafter an, den sein Diplomatenstatus vor Unbill schützte.

Das Kerngeschäft heisst «Steeroptimierung». Kein Engländer versteuert sein Konto und belässt es gleichzeitig im Fürstentum. Bezüglich Vermögensverwaltung hat Vaduz null Kompetenz. Zu bescheiden sind Arbeitsmarkt, Innovationskraft und Fähigkeiten. Die Dienstleistung für ausländische Kunden bestand in der Gründung von Stiftungen. Oberster Chef der LGT ist Max von und zu Liechtenstein. Der Wahlmünchner steht auf der Liste der mutmasslichen Steuersünder in Deutschland.

Die LGT hat sich nach einer Aufsichtsprüfung von der LGT Treuhand getrennt und sie an die First Advisory Group abgestossen. Diese bis vor kurzem von Dr. Dr. h. c. Herbert Batliner geleitete Treuhandgesellschaft dient jetzt als Auffangbecken der toxischen Kundenbeziehungen der Fürstenbank. «Wir wollen von einer Steueroase zur Vermögensoase werden», meint Kaiser. Tönt etwa so, wie wenn sich ein Stundenhotel plötzlich als Sixtinische Kapelle verkaufen würde.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Bodenmann

VW Golf im Keller

Von Peter Bodenmann — Mit 20 000 VW-Motoren könnte sich die Schweiz zwei neue Atomkraftwerke ersparen.



Die Gegner der Atomkraft haben es in der Hand: «Zuhause-Kraftwerk» von Lichtblick.

VW schluckt Porsche. Die halbstaatlichen Wolfsburgern wollen Toyota als weltgrössten Autobauer überholen. Die Chancen stehen nicht schlecht.

Lichtblick ist der grösste Anbieter von Ökostrom in Deutschland. Das Unternehmen beliefert 500 000 Kunden mit Gas und Strom.

Am Mittwoch dieser Woche unterschreiben beide Unternehmen einen Vertrag: VW wird im Werk Salzgitter exklusiv für Lichtblick 10 000 erdgasbetriebene Wärmekraftkopplungsanlagen im Jahr bauen. Dies auf der Basis der effizienten VW-Golf-Motoren.

Diese Maschinen werden ab 2010 in den Kellern von Mehrfamilienhäusern gleichzeitig Strom und Wärme mit einem Wirkungsgrad von 94 Prozent produzieren. Und mit 20 000 Euro nur einen Drittel der bisherigen Wärmekraftkopplungsanlagen kosten.

Bestehende Gasheizungen werden für lächerliche 5000 Euro von Lichtblick ersetzt. Für die Benutzung des Kellers bezahlt der Stromverteiler den Eigentümern der Häuser sogar Miete. Diese müssen Lichtblick nur die effektiv benötigte Wärme bezahlen.

Die Revolution kommt für einmal aus den Kellern und lässt sich ideal mit der Produktion von alternativen Energien kombinieren. Wenn der Wind nicht bläst und die Sonne nicht scheint, surrt der VW Golf im trauten Heim.

Die Schweiz kann – dank der Wasserkraft – heute Spitzenenergie für zwanzig Millionen

Menschen liefern. Deshalb verdienen sich die Schweizer Stromkonzerne mit dem Stromhandel und seinen Derivaten eine goldene Nase. Dies, ohne mit ihren Kontrakten und Derivaten vergleichbare Risiken wie die Banken einzugehen.

Wenn die Schweiz bestehende Gas- und Ölheizungen durch VW-Motoren ersetzt, produziert das Land dezentral noch mehr Spitzenenergie, vorab im Winter. Mit dem bestehenden Netz könnten die Stromkonzerne noch besser Geschäfte machen und erst noch Wind- und Solarstrom problemlos einbinden. So können wir uns mit lächerlichen 20 000 VW-Motörli umweltfreundlich zwei grosse, neue Atomkraftwerke ersparen.

Die Gegner der Atomkraft haben es in der Hand. Sie können dank Volkswagen mittels einer Volksinitiative die Freunde der Atomkraft in die Defensive drängen. Der mögliche Inhalt: Erstens müssen neue Öl- und Gasheizungen gleichzeitig Strom produzieren. Zweitens sind alle bestehenden Öl- und Gasheizungen mit mehr als 50 kW Heizleistung innert zehn Jahren durch effiziente Wärmepumpen oder Wärmekraftkopplungsanlagen zu ersetzen. Drittens ist der so erzeugte Strom durch die lokalen Stromverteiler zum Preis von 150 Prozent der Treibstoffkosten abzunehmen.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

«Där Rottu»

Von Kurt W. Zimmermann — Man könnte beim Radio die Hörer entscheiden lassen. Aber dann würde die Justiz arbeitslos.

Heute wollen wir es lustig haben. Wenn man es lustig haben will in der Medienszene, dann geht es um Radio.

Da verklagt also Roger Schawinski von Radio 1 seinen Ringier-Konkurrenten Radio Energy wegen «unlauteren Wettbewerbs». Auslöser ist ein Prospektli für Werber. Energy bezeichnet Radio 1 darin als zu teuer. Zur Illustration zeigt das Prospektli einen Schawinski beim fröhlichen Geldzählen.

Da war es mit der Fröhlichkeit aber schnell vorbei. Schawinski empfand das Ding nicht nur als unlauter, sondern, hoppla, gleich noch als antisemitisch.

Lustig. Die Geschichte bestätigt die Mimosenhaftigkeit der Medienmenschen. Im Austeilen sind sie grosse Klasse. Beim Einstecken hingegen haben sie ein Glaskinn. Auch Verlegerpräsident Hanspeter Lebrument war sich umgekehrt nicht zu blöd, um gegen Schawinski wegen Ehrverletzung zu klagen. Der soll ihn beim Bundesamt für Kommunikation angeschwärzt haben – und verlor prompt den Fall.

Penibel an all den Strafanzeigen ist die Verschiebung der Perspektive. Man kann jeden armen Schlucker verstehen, der gegen die Medien klagt. Andere Machtmittel hat er nicht. Die Medien hingegen haben die Macht, jeden Konflikt öffentlich auszutragen. Sie brauchen die Justiz a priori nicht. Wenn sie dennoch Strafanzeigen gegeneinander einreichen, ist etwas faul in ihrem Geschäft.

Damit ist fertig lustig. Wir betrachten die Sache nun wissenschaftlich. Wir schauen, welche Privatradios wirklich Erfolg und Misserfolg haben. Die Messgrösse ist der Marktanteil. Dazu muss man allerdings wissen, dass die DRS-Sender rund zwei Drittel der Hörer binden. Die Privaten balgen sich nur um den Rest.

Die besten Deutschschweizer Privaten in ihrem Gebiet waren im ersten Halbjahr 2009:

Radio	Marktanteil *
Radio Rottu, Oberwallis	20,2 %
Radio 32, Solothurn - Olten	17,9 %
Radio Argovia, Aargau	17,2 %
Radio BeO, Berner Oberland	14,6 %
Radio Pilatus, Innerschweiz	12,5 %
Radio FM1, östliche Ostschweiz	11,6 %
Radio Grischa, Graubünden	10,5 %
Radio Basilisk, Basel	10,3 %

* Statistik: Publica Data

Wir können unseren Freunden aus Visp für ihr Lokalkolorit also nur gratulieren. («Där Rottu äntsprintet dum Rhôneletscher und fließt



«Unlauterer Wettbewerb»: Schawinski.

nach Weschtu.») Über 20 Prozent Marktanteil ist ein brillanter Wert.

In den Tops, wie man sieht, fehlen die grossen Zürcher Sender. Betrachten wir darum auch hier die Marktanteile des ersten Halbjahres. Wir wählen die Stadt Zürich, weil nur hier alle die gleichen Sendebedingungen haben.

Radio	Marktanteil
Radio 24	9,5 %
Radio Energy	8,0 %
Radio 1	5,5 %

Die Zahlen sind klar. Roger Schawinski und sein Radio 1 sind arg geschlagen. Das Konzept seines selbstdeklarierten Seniorensenders («Radio für Erwachsene») geht nicht auf.

Nun hat zu seinem Glück Medienminister Moritz Leuenberger das kommen sehen. Er hat darum Radio Energy – und seine sechzig Arbeitsplätze – präventiv schon im letzten Oktober verboten. Dessen Konzession für den Raum Zürich - Glarus bekommt nun Schawinski.

Natürlich kämpft Energy dagegen, nicht nur mit allerlei Prospektli, sondern auch mit einer Klage vor Bundesverwaltungsgericht. In den nächsten Wochen fällt der Entscheid.

Wie er auch ausgehen mag: Wir sind damit endlich dort angekommen, wo wir schon immer ankommen wollten. Über den Erfolg entscheiden in den Medien nicht mehr Markt, Wettbewerb und Qualität. Sondern die Gerichte.

Mit «gesundem Menschenverstand»

Von Peter Keller

Nicht Allah, nicht der liebe Herrgott noch Barack Obama: Es ist der «gesunde Menschenverstand», der nun wieder bei jeder Gelegenheit angerufen wird. Schliesslich ist September, in Bern tagen die Räte, es wird zur Herbstsession geladen. Da mag man nicht auf den Beistand des politischen Hausgottes «gesunder Menschenverstand» verzichten.

Wo ein «gesunder Menschenverstand» wirken soll, droht auf der anderen Seite sein ungesunder Halbbruder. Dieser trägt meistens einen akademischen Titel oder gehört zu den Handlangern der Bürokratie, die dem einfachen Bürger das Leben schwermacht: mit unnötigen Auflagen, Vorschriften, Abgaben. Der ungesunde Menschenverstand leidet an Wirklichkeitsferne, er ist ein Paragrafen-Junkie. So jedenfalls sieht das der «gesunde Menschenverstand».

Das Sprechorgan des «gesunden Menschenverstandes» heisst Volkes Stimme. Wo angekränkelte Professoren, Psychiater, Pädagogen noch nach den Kindheitstraumata eines Sexualstraftäters forschen, ruft das Volk: Rübe abl! (Oder das, womit ein Hund sein Herrchen wedelnd zu begrüßen pflegt.) Wenn Volkes Stimme das Sprechorgan des «gesunden Menschenverstandes» ist, dann ist der «kurze Prozess» sein juristisches Rezept gegen krankhafte Kriminellen-Versteher.

Normalerweise wird der «gesunde Menschenverstand» als eine Art richterliche Instanz angerufen. Rolf Schweizer, Ständerat und ehemaliger Präsident der FDP, attestiert sich den «gesunden Menschenverstand» gleich selber, was immerhin von gesundem Selbstbewusstsein zeugt. Gegenüber der *Zentralschweiz am Sonntag* schreibt er zur aktuellen Libyen-Krise: «Als den Denkschemen medialer und professoraler Besserwisser nur mässig verhafteter, dafür aber mit einem gesunden Menschenverstand ausgestatteter Politiker verstehe ich die politische Welt nicht mehr.»

Er sei froh, meint Schweizer mit Blick auf die Merz-Mission, dass es noch unkonventionelle Politiker gebe. «Aalglatte Silikonpolitiker» und «Waschlappen-Figuren» habe die Schweiz genug. Diese gehören laut Schweizer ins «Wachsfigurenkabinett». Der sprachkritische Einwand, dass in einem Wachsfigurenkabinett eben keine Silikon- und Waschlappenfiguren herumstehen, wäre wohl Ausdruck eines ungesunden Journalistenverstandes.

Im Internet

www.weltwoche.ch/wortkontrolle

«Ich will keine Mehrwertsteuer-Erhöhung, sondern zusätzliche IV-Detektive.» *Markus Wenger*



Grandiose Werke: Titelbild der letzten *Weltwoche* mit «Sennentuntschi»-Darstellerin Mesquida.

Auslöser für massive Preiserhöhungen
Nr. 36 – «Verbitterungsstörung»/«Das IV-Syndrom»; Markus Somm und Alex Baur über die Invalidenversicherung

Die IV wird von einem kleinen Teil Bezüger ausgenutzt und geplündert. Was macht unsere Regierung? Sie will die Mehrwertsteuer erhöhen, damit alle Einwohner der Schweiz bestraft werden. Damit hätte jeder Unternehmer die perfekte Ausrede: «Ich habe die Preise seit fünf Jahren nicht mehr erhöht und muss

sie jetzt wegen dieser Erhöhung um vier bis fünf Prozent anpassen.» Eines ist klar: Die Betrüger sind die Auslöser für massive Preiserhöhungen, die der einfache Bürger bezahlen darf. Ich will keine Mehrwertsteuer-Erhöhung, sondern zusätzliche IV-Detektive, die das Übel an der Wurzel anpacken.

Markus Wenger, Berikon

Schade, wie so oft kommen auch hier keinerlei positive Aspekte und Beispiele der Versicherung zur Sprache. Gerade im Rahmen der Abstimmungsdebatte würde dies zu einer faireren Diskussion führen. Trotzdem: ein Lob an Alex Baur für seine unermüdliche Arbeit auf der Schweizer IV-Baustelle. So manch Erschreckendes über die desolaten Seiten des einstigen Musterbildes einer sozialen Vorsorgeeinrichtung haben wir in den letzten Jahren von ihm erfahren. In der Tat scheint die Finanzierungsvorlage aufgrund all der Fakten wohl eher Öl als Wasser im Feuer zu sein.

Stefan Küenzi, Berlingen

Die Schweiz hat es sich in der Bundesverfassung zur Pflicht gemacht, Menschen mit einer Behinderung in die Gesellschaft und, wenn immer möglich, in die Arbeitswelt einzugliedern oder, falls dies aus medizinischen Gründen nicht möglich ist, sie vor existenzieller Not zu schützen. Dabei spielt die IV seit bald fünfzig Jahren die entscheidende Rolle. Nun ist die IV selber in ihrer Existenz bedroht. Seit Jahren muss sie mehr Renten finanzieren, als

sie es sich mit ihren begrenzten Einnahmen leisten kann. Heute ist sie mit rund dreizehn Milliarden Franken verschuldet. Nicht nur die IV-, auch die AHV-Renten sind ernsthaft in Gefahr. Wenn nichts geschieht, kann die AHV in zehn Jahren ihre Rentenzahlungen nicht mehr garantieren. Das wäre der GAU der schweizerischen Sozialpolitik. Bei einer Ablehnung der Vorlage müssten Renten um bis zu vierzig Prozent gekürzt werden, Hilfsmittel wie z. B. Rollstühle oder auch Ausbildungen oder Umschulungen könnten nicht mehr finanziert werden. Behinderte würden zu Sozialfällen, zu Randständigen, zu Bettlern – auch jene, die bisher selbst für sich und ihre Familien sorgen konnten.

Mark Zumbühl, Leiter Kommunikation und Mittelbeschaffung Pro Infirmis, Zürich

Mehr Leute wie Michael Steiner

Nr. 36 – «Traumschlösser und Millionenschulden»; Philipp Gut über das Scheitern des Regisseurs Michael Steiner

Gewöhnliche Leute erschaffen keine aussergewöhnlichen Werke. Die aber wollen wir. Darum braucht die Schweiz mehr Leute wie Michael Steiner. Leute, die quer in der Landschaft stehen, die gross denken, die auch mal zu weit gehen, die halt ein bisschen einen Flick weg haben und deshalb den Normalos immer wieder ein missbilligendes Kopfschütteln entlocken. Nur mit solchen Leuten können grandiose Werke überhaupt entstehen. Und wenn nicht, unterhalten sie uns selbst mit ihrem Scheitern noch einiges besser als all die wind-schlüpfigen Durchschnittslangweiler.

Tom Seinige, Zürich

Tierschützer als Feigenblatt missbraucht

Nr. 36 – «Tiere retten Leben»; Rolf Zeller über die Notwendigkeit von Tierversuchen

Ob Tiere wirklich Leben retten oder ob Alternativmethoden nicht viel besser zur Forschung geeignet sind, ist auch in der Fachwelt umstritten. Fest steht: Tierversuche sind auf den Menschen kaum übertragbar. Tierversuche sind teuer und verschlingen Gelder, die dann bei der Erforschung neuer Alternativmethoden fehlen. Auch Forscher nutzen in erster Linie jene Methoden, die vor Ort nutzbar sind – es besteht somit nur wenig Anreiz, neue Wege zu gehen. Dabei hat sich gezeigt, dass die Alternativen oft sogar besser und genauer auf den Menschen zu übertragen sind. Ohne Druck wird sich nichts ändern. Dieser kommt aber nicht aus der Politik, und Tierschützer sind in den Tierversuchs-Kommissionen in der Minderzahl – sie werden als Feigenblatt missbraucht! In Tierversuchen leiden Millionen von Tieren unter Schmerzen z. B. wegen Vergiftung oder Missbildung und durch nicht artgerechte Haltung. *Elisabeth Petras, Hamburg*

Ich staune darüber, dass Tierversuchsbefürworter oftmals das Wort «gewaltfrei» benutzen, sind sie doch diejenigen, die Gewalt gegen Lebewesen legitim finden. Man stelle sich vor, eine höher entwickelte Spezies käme auf die Erde und würde den Menschen als Versuchsobjekt verwenden. Vielleicht wäre sie auch darauf bedacht, «unnützes» Leiden der Versuchsmenschen zu verhindern. Jedoch wären sich wohl die meisten einig, dass selbst dann ein Experiment unethisch wäre. Aus diesem Grund macht es keinen Unterschied, ob Menschen oder Nichtmenschen zu Versuchsobjekten durch eine überlegene Art degradiert werden. Dabei ist es völlig irrelevant, wie gross der Nutzen aus einem Tierversuch sein kann. Würde man dem Prinzip des grössten Nutzens folgen, so wäre man, logisch gesehen, wieder bei Menschenversuchen, da der daraus folgende Nutzen am grössten wäre. So könnte man sich also die Frage stellen, ob man einen einzigen Menschen opfern dürfte, um einen Impfstoff gegen Aids zu erhalten. Dieses Nützlichkeitsdenken ermöglichte im Laufe der Geschichte schon etliche Gräueltaten. Tierversuche sind eine davon.

Urs Müller, Knutwil

Sollen die Armen arbeiten oder nicht?

Nr. 36 – «In guter Gesellschaft»; Rolf Maeglis
Essay über Basler Sozialhilfe-Empfänger

Dieser Artikel gibt Anlass zur Hoffnung, dass Leute wie *Weltwoche*-Autor Silvio Borner, dessen Artikel zu anderen Themen ich durchaus schätze, einmal den silbernen Löffel aus dem Mund nehmen und sich fragen, wie viel sie von dem, was sie bei sich für selbstverständlich halten, ihren Eltern, Verwandten, Freunden und anderen Menschen zu verdanken haben, die durch ihr Beispiel, ihre Zuwendung sowie Rat, Tat und auch manchmal Geld dazu beige-

tragen haben, dass sie so werden konnten, wie sie sind. Es ist nämlich ein grundlegendes Problem dieser auf einer Volkswirtschaft basierenden Gesellschaft, dass grosse Teile ihrer Bevölkerung glauben, jeder würde ökonomisch denken. Was sollen die Armen in diesem Land denn tun? Arbeiten oder nicht arbeiten? Oder sich bei Exit anmelden, damit wir den Traum vom alles regulierenden Markt und von den bösen Querulanten weiterträumen können? *Michael Sinn, Zürich*

Mit vollen Hosen ist gut stinken

Nr. 36 – «Sternstunde des Goldlöffels»;
Christoph Mörgeli über Roger de Weck

Die Breitseite gegen den selbsternannten Sternstundenphilosophen und grossartig zweimal gescheiterten Alt-Chefredaktor de Weck sitzt. Wie pflegt doch mein Freund Hans in ähnlicher Situation zu sagen: Mit vollen Hosen ist gut stinken! Leicht schimpft sich über Geldadel und Finanzoligarchen, wenn die Hosen von den vermögenden Vorfahren gefüllt wurden und der distinguierte Vielschwätzer und Vielschreiber offensichtlich gut von seinem Erbe leben kann.

Thomas Metzler, Weite

Auch Calmy-Rey sollte Bücklinge machen

Nr. 36 – «Diplomatisches Debakel»;
Alex Baur über die Libyen-Krise

Man stelle sich vor, ein Bewohner unseres Landes (möglicherweise mit Migrationshintergrund) oder ein Tourist stünde im Verdacht, seine Ehefrau misshandelt oder an einer Wirtshausschlägerei teilgenommen zu haben. Er wäre ausserdem der Polizei auch schon in anderen Ländern als gewalttätig aufgefallen. Das Aufheulen der *Weltwoche*, aber auch eines Grossteils der Bevölkerung möchte ich hören, wenn

er von der Polizei lediglich ein nettes Briefchen erhalte, doch gelegentlich zwecks Abklärung beim nächsten Posten vorbeizuschauen. Im Falle des Nichtdiplomaten Hannibal al-Gaddafi redet man aber von einem diplomatischen Debakel, von Unverhältnismässigkeit u. Ä. Nicht nur Hans-Rudolf Merz, auch Micheline Calmy-Rey sollte Bücklinge machen; keine Heuchelei ist zu gering, um die verhasste SP anzugreifen. *Peter Bächle, Basel*

NS-Studentenbund- und nicht SS-Mitglied

Nr. 36 – «Der Kaiser von Österreich»;
Christian Seiler über Verleger Hans Dichand

Kurt Waldheim war selbstverständlich nicht Mitglied der SS. Als solches wäre er mit Sicherheit nicht zum Bundespräsidenten gewählt worden. Er war Mitglied des NS-Studentenbundes und machte in einem SA-Reiterkorps mit. Diese Aktivitäten waren im Gegensatz zur SS-Mitgliedschaft zeitlich begrenzt. Allerdings hat er sich selbst durch sein anfängliches Leugnen sehr geschadet.

Ulrich Dubi, Bern

Fünzig Prozent sind einsparbar

Nr. 36 – «Planwirtschaftliche Fehlleistungen»;
Silvio Borner über das Gesundheitskosten

Der Verfasser hat nur zum Teil recht, wenn er sagt, dass die Spitäler mehr ins Zentrum zu rücken sind. Ich behaupte, dass wir bis zu fünfzig Prozent der Gesundheitskosten einsparen könnten. Die Verursacher der hohen Gesundheitskosten sind zu einem Drittel die überhöhten Preise aus der Pharmaindustrie, der Medizintechnik und den Krankenversicherungen; zu einem Drittel die nicht kostendeckend arbeitenden öffentlichen Spitäler sowie zu einem Drittel die Versicherten selber. *Bernd Kauke, Burgdorf*

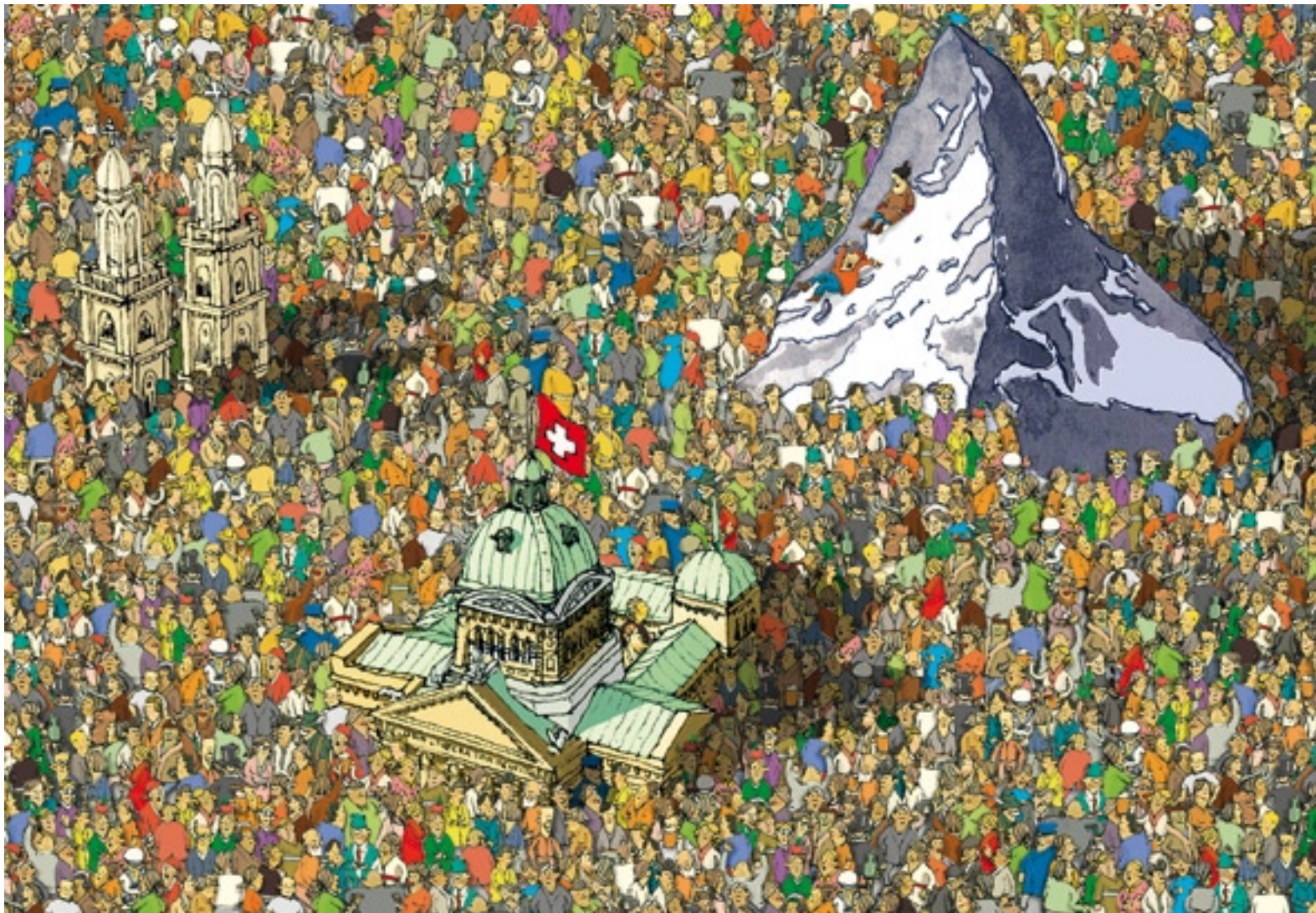
Wird überschüssiger Strom in Containern gelagert?

www.stromzukunft.ch

Ihre Schweizer Stromversorger

Grenzen des Wachstums

Noch nie in der Geschichte hat die Bevölkerung in der Schweiz so stark zugenommen wie heute – und ein Ende der Entwicklung ist nicht abzusehen. Was bringt es der Schweiz? Eine Bilanz.
Von Andreas Kunz, Markus Somm und Mattias Adolfsson (Illustration)



Rekordhoch: Die ständige Wohnbevölkerung in der Schweiz ist innerhalb eines Jahres um 108 400 Personen gewachsen.

Der neueste Hit im Migros-Wurstsortiment heisst «Meica Bratmaxe». Als Alternative zum Cervelat finden deutsche Kunden im nächsten Regal auch «Nürnberger Rostbratwürste». Konkurrent Coop hat die Immigranten ebenfalls im Visier und offeriert Halal-Fleisch für Muslime sowie ein ganzes Sortiment an Balkan-Spezialitäten wie serbischen Feigenstrudel oder kroatisches Ozujsko-Bier.

Bis ins Regal der Grossverteiler und in die kleinsten Alltagsbereiche zeigen sich die Auswirkungen der Personenfreizügigkeit. Seit der Aufhebung der Kontingentierung hat sich die Zuwanderung aus den alten EU-Ländern versechsfacht. Allein 2008 kamen 184 300 neue Einwanderer über die Grenzen. Die ständige Wohnbevölkerung ist mit 108 400 Menschen innerhalb eines Jahres um die Grösse des Kantons Zug gewachsen und beträgt mittlerweile

7 701 900 Einwohner. Ein Rekordhoch erreichte auch der Ausländeranteil mit 21,7 Prozent. Rechnet man zur Bevölkerung Grenzgänger, Kurzaufenthalter, Asylbewerber, Illegale und Touristen hinzu, wurde im vergangenen Jahr sogar die magische Grenze von 8 Millionen Einwohnern überschritten. Damit gehöre die Schweiz zu den «dynamischsten» Ländern Europas, wie das Bundesamt für Statistik in der vor kurzem veröffentlichten Erhebung schreibt.

Zunahme trotz Rezession

Die Zuwanderung findet statt, und eine Bilanz daraus zu ziehen, ist nicht einfach. Vorteile bringt sie nicht bloss bei der Vielfalt von Bierarten oder Bratwürsten, sondern auch für die Arbeitgeber, die aus einem grösseren Reservoir an Arbeitskräften auswählen können. Wäh-

rend die positiven Auswirkungen der Multi-kulti-Gesellschaft von Regierungsstellen immer wieder erwähnt werden, bleibt unklar, welche Auswirkungen sie in der Bevölkerung hat. Immerhin findet die Zuwanderung nicht im Bundeshaus statt, sondern im Alltag der Schweizer Dörfer und Städte.

Sicher ist: Die Zuwanderung hängt nicht mehr von der Konjunktur ab. Trotz einer der schwersten Rezessionen der Nachkriegszeit hat sie im krisengeschüttelten ersten Halbjahr 2009 nicht abgenommen – im Gegenteil: Bis zum Juni sind weitere 49 000 Menschen eingewandert, und nur 24 900 haben das Land wieder verlassen. Entgegen allen Prognosen ist damit die Gesamtbevölkerung um ein weiteres halbes Prozent gewachsen, die ausländische Bevölkerung gar um ein ganzes Prozent. Geht der Trend weiter, erreicht die

Schweiz im nächsten Jahrzehnt einen Ausländeranteil von 25 Prozent. Denn abgesehen von der Zuwanderung bringen Ausländer auch doppelt so viele Kinder auf die Welt wie Schweizer. Nicht berücksichtigt ist in der Rechnung die massive Zunahme an Einbürgerungen. Allein 2008 wurden mit 43 583 Einbürgerungen siebenmal mehr Schweizer Pässe verteilt als noch vor zwanzig Jahren.

Die Zuwanderung kann nicht mehr gelenkt, sondern nur noch administrativ verwaltet werden. Durch die Unterzeichnung des Personenfreizügigkeitsabkommens mit der EU hat die Schweiz ihre Migrationspolitik an Brüssel delegiert.

Neu erhalten Ausländer nach fünf Jahren B-Bewilligung in der Regel eine Niederlassungsbewilligung, laut Gesetz «ein unbefristetes und unbedingtes Aufenthaltsrecht». Diese Bewilligung kann zwar entzogen werden, wenn jemand «dauerhaft und in erheblichem Masse auf Sozialleistungen angewiesen ist». Die Kontrolle darüber ist im Inland jedoch entglitten. Die Schweiz darf nach EU-Vorgabe keine Einreiseperrn mehr verhängen, jeder Ausgewiesene kann also so oft zurückkommen, wie er möchte.

Tägliche Pannen bei den SBB

Überfüllte Konzerthäuser, Bars, Strassen, Einkaufszentren oder Sportplätze: Mit blosser Auge ist die Bevölkerungszunahme sichtbar geworden. Zum Beispiel im Zug zwischen Bern und Zürich. Nicht nur während der Stosszeiten sind die Abteile überfüllt. Beförderten die Bundesbahnen 2003 noch 250,9 Millionen Passagiere, waren es 2008 bereits 322,6 Millionen (plus 28,5 Prozent). Trotz jährlichen Subventionen in Milliardenhöhe stösst das SBB-Netz an seine Grenzen. Allein in den vergangenen Wochen kam es wegen Überlastung praktisch täglich zu einer grösseren Panne bei den Bundesbahnen.

Die Zahl der Personenwagen hat derart zugenommen, dass sich Kantone wie Zürich überlegen, die eidgenössischen Nummernschilder durch solche mit Buchstaben zu ersetzen. Insgesamt betrug 2007 der PW-Bestand 5,2 Millionen. 1975 waren es noch bescheidene 2,12 Millionen. Die Zahl ausländischer Autofahrer, die den Führerausweis ihres Heimatlandes gegen einen Schweizer Ausweis tauschen, stieg seit 1999 je nach Kanton um 50 bis 350 Prozent. Massiv zugenommen hat vor allem der Verkehr zu unserem nördlichen Nachbarn. Allein der Flughafen Zürich verzeichnete im vergangenen Jahr 52 335 Flüge mit knapp 4 Millionen Passagieren von und nach Deutschland. Zum Vergleich: 1988 war es erst gut die Hälfte davon mit insgesamt 1,2 Millionen Passagieren.

Trotz Zuwanderung – gewachsen ist die kleine Schweiz natürlich nicht. Zieht man von den 41 285 Quadratkilometern Flüsse, Seen,

Gletscher und Felsen ab, bleiben noch 32 000 Quadratkilometer, die bewohnbar sind. Der Wettbewerb um freie Land lässt in den Städten Grundstückpreise steigen, in mondänen Siedlungen wie am Zürichberg verschwinden zunehmend alte Einfamilienhäuser, die durch anonyme Mehrfamilienbauten ersetzt werden. Auf dem Land wird die Zersiedelung vorangetrieben – laut *NZZ am Sonntag* verschwindet täglich Kulturland in der Grösse von zehn Fussballfeldern. Innert zwölf Jahren wuchs die besiedelte Fläche sogar um ein Gebiet, das grösser ist als der Kanton Schaffhausen.

Der Staat profitiert

Wer gewinnt, wer verliert? Tatsächlich ist eine klare ökonomische Bilanz der Einwanderung schwierig. Weltweit wurden unzählige Studien angefertigt, die sich widersprachen und zu völlig gegenteiligen Schlüssen kamen.



Harte Realität: Personenfreizügigkeit.

Niemand bewegt sich in dieser Frage auf sicherem Grund.

Wenn jemand von der Zuwanderung profitiert, dann ist es ohne Zweifel der Staat – darauf hat kürzlich der Freiburger Ökonom Reiner Eichenberger (siehe Artikel Seite 34) in der *Berner Zeitung* hingewiesen: Noch ziehen zu einem grossen Teil hochqualifizierte Arbeitskräfte zu, die von den hohen Schweizer Löhnen angelockt werden. Entsprechend hoch sind die Steuern, die sie dem Staat abliefern. Es mag mit diesem Umstand zusammenhängen, dass die Regierung und die Verwaltung die Einwanderung unablässig preisen.

Oft erhält man den Eindruck, es vergehe kein Tag ohne ein Freuden-Communiqué aus Bern: «Mehr Zuwanderung und Wachstum dank Personenfreizügigkeit», titelte das

Personenfreizügigkeit

Leere Versprechen

Behauptungen aus dem Abstimmungskampf erweisen sich als Legenden.

Es war der Abstimmungskampf des Jahres. Bevor das Schweizer Stimmvolk am vergangenen 8. Februar über die Weiterführung und Ausdehnung der Personenfreizügigkeit abstimmte, versuchten die Befürworter der Vorlage, jegliche Zweifel an den Auswirkungen der Verträge mit «Fakten» zu zerstreuen – obwohl sich erst jetzt allmählich zeigt, ob das Regelwerk der Realität auch standhält.

Das repetitive Argument der Befürworter, wonach nur in die Schweiz kommen könne, wer einen gültigen Arbeitsvertrag besitzt, erweist sich bei näherem Hinsehen als Legende. Die kantonalen Ämter für Arbeit und Wirtschaft dürfen die Arbeitsverträge, die sie von den Wohngemeinden der Zuwanderer erhalten, gar nicht kontrollieren. Und den kantonalen Migrationsämtern, denen die Verträge zugeschickt werden, fehlen zur Kontrolle schlicht die Ressourcen. Mehr als sporadische Stichproben sind nicht möglich.

Für eine Bewilligung braucht es laut Gesetz nicht einmal einen Arbeitsvertrag, eine simple Arbeitsbescheinigung ohne Angabe der Stellenprozent reicht. Kommt etwa ein Deutscher mit einem 40-Prozent-Pensum nach Bern und verdient dabei 2200 Franken, kann er auf dem Sozialamt den Restbetrag zum Mindesteinkommen einfordern. Theoretisch würde zur Einwanderung in die Schweizer Sozialwerke sogar ein 10-Prozent-Pensum reichen.

Ein anderes Versprechen der Befürworter lautete, dass vor allem hochqualifizierte Arbeitnehmer kämen, die bei einem Stellenverlust wieder in ihre Heimat zurückkehren. Trotz Rezession hat die Zuwanderung im ersten Halbjahr 2009 allerdings weiter zugenommen (siehe Hauptartikel links). Und die aktuellsten Zahlen des Zürcher Amtes für Arbeit und Wirtschaft zeigen, dass sich die Zahl der beim Arbeitslosenamt gemeldeten Deutschen innert eines Jahres mehr als verdoppelt hat (Stand Juli 2009: 1669). Die meisten von ihnen arbeiteten laut Statistik im Bereich «Markt- und Meinungsforschung». Auf Platz zwei folgt die Kategorie «Restaurants, Imbissstuben, Tearooms, Gelaterias». Einen «hochqualifizierten» Abschluss braucht es für beide Branchen nicht.

Andreas Kunz

Rasche Einbürgerung für Leistungsträger

Die Schweiz zieht Einwanderer an, weil der Bürger hier keinem feindseligen Staat gegenübersteht. Gute Steuerzahler ohne politische Rechte untergraben diesen Standortvorteil. *Von Reiner Eichenberger*

Die Schweiz hatte 2008 ein Rekordbevölkerungswachstum von 1,4 Prozent, neun Zehntel davon einwanderungsbedingt. Das zeigt einerseits, wie erfolgreich «das Modell» Schweiz ist. Andererseits drängen sich wenigstens vier Fragen auf:

Wie entwickelt sich die Einwanderung? —

Viele Beobachter argumentieren, die Einwanderungswelle werde infolge der Wirtschaftskrise abebben. Viel wahrscheinlicher ist das Gegenteil. Erstens geht die Krise bald vorüber. Zweitens orientieren sich Einwanderer nicht am absolut erzielbaren Einkommen in der Schweiz, sondern am Unterschied zu ihren Heimatländern. Dieser aber hat sich durch die Krise eher noch vergrössert. Gerade in Deutschland drohen längerfristig wegen der riesigen Neuverschuldung des Staates höhere Steuern, und die Sicherheit der Altersvorsorge ist zumindest fraglich. Deshalb ist die Schweiz für Zuwanderer sogar noch attraktiver geworden. Drittens macht die Krise die Menschen mobil. Wer seinen Arbeitsplatz verloren hat oder gefährdet sieht, denkt viel eher über Auswanderung nach. Demnach dürfte der Einwanderungsdruck mittelfristig eher noch zunehmen.

Was bringt Einwanderung wirtschaftlich? —

Leider wissen wir da erschreckend wenig Genaues – ausser dass viele der Standardargumente falsch oder nicht hinreichend begründet sind und die ganze Sache sehr kompliziert ist.

So wird immer wieder argumentiert, viel Einwanderung schaffe viel Nachfrage und damit Arbeit und Einkommen. Diese Argumentation ist falsch. Sie würde bedeuten, dass punkto Einwohnerzahl grösser besser ist. Wenn das so wäre, müssten die grossen Länder – korrigiert um andere Einflüsse – reicher als die kleinen sein. Das trifft aber nicht zu. Statistisch gibt es keinen Zusammenhang zwischen Bevölkerungsgrösse und Einkommen.

Trotzdem betont unsere Regierung regelmässig, Einwanderung bringe Wirtschaftswachstum. Dabei verwendet sie Zahlen zur Gesamtwirtschaft. Es ist jedoch trivial, dass die Gesamtwirtschaft mit der Bevölkerung wächst. Entscheidend aus Sicht der Einwohner ist nicht das Gesamtvolkeinkommen, sondern das Einkommen pro



Speziell fruchtbar: Akademiker.

Kopf. Wie wird das von der Einwanderung beeinflusst?

Die Einwanderung erhöht das Arbeitskräfteangebot. Das senkt zuerst einmal die Löhne oder lässt sie weniger stark steigen. Das schadet den bisherigen Arbeitskräften. Es senkt aber auch die Lohnkosten der Unternehmungen und nützt damit den Eigentümern. Das sind inländische und ausländische Aktionäre, Unternehmungen und Pensionskassen. So ist heute die Mehrheit der Aktien vieler grosser Schweizer Firmen in ausländischem Besitz. Die tieferen Lohnkosten stärken aber auch die Wettbewerbsfähigkeit der Schweizer Firmen, und die hohen Gewinne ziehen neue Investoren an, was sich wiederum positiv auf die Löhne der bisherigen Einwohner auswirken kann. Die Nettoeffekte sind zumindest unklar.

Gleichzeitig erhöht die Einwanderung die Nachfrage nach Wohnraum, wodurch Immobilienpreise und Mieten steigen. Das nützt nur den Immobilienbesitzern, die Häuser vermieten. Wer hingegen seine Häuser selbst nutzt, leidet nur unter den höheren Preisen: Mit dem Marktwert steigen die Vermögenssteuer und der Eigenmietwert, und nach einem allfälligen Hausverkauf muss ja wieder teurer Wohnraum beschafft werden.

Schliesslich wird oft angeführt, die heutige Einwanderung Hochqualifizierter führe zu

positiven Externalitäten: Sie erhöhe die Innovationskraft und damit die Produktivität der Schweizer Wirtschaft allgemein, wodurch alle Einkommen wüchsen. Solche Externalitäten sind nur schwer nachzuweisen, was nicht heissen muss, dass es sie nicht gibt. Aber so oder so gilt, dass hohe Qualifikationen vor allem den Hochqualifizierten selbst nützen. Denn sie erhalten ja zumeist einen entsprechend höheren Lohn. Die Einwanderung in Bereiche mit fixen Löhnen ist deshalb gesellschaftlich besonders vorteilhaft (oder wenig nachteilig). So ist die Einwanderung im akademischen Bereich speziell fruchtbar: Wenn Professoren zum gleichen Lohn eine bessere Arbeit machen als ihre unterlegenen Schweizer Mitbewerber, nützt das der ganzen Volkswirtschaft.

Zu all dem kommt, dass das Bevölkerungswachstum die Übernutzung der natürlichen Ressourcen und der Infrastruktur verstärkt, etwa im Umwelt- und Verkehrsbereich. So ist kaum vorstellbar, wie das starke Bevölkerungswachstum längerfristig mit der heutigen Strassenkapazität, der wie in Zürich durch einen «historischen Kompromiss» konstant gehaltenen Parkplatzzahl und der beschränkten Kapazität des hochdefizitären öffentlichen Verkehrs bewältigt werden soll. Eine Folge des Bevölkerungswachstums sind deshalb grosse neue Investitionen und Subventionen.

Offensichtlich sind die Gesamtfolgen der Einwanderung also höchst komplex. Nur ein Effekt erscheint eindeutig: Hochqualifizierte Einwanderer bringen einen «fiskalischen Überschuss». Dank ihren überdurchschnittlichen Löhnen sind sie überdurchschnittlich gute Steuerzahler, und sie kosten den Staat wenig, da ihre Ausbildung vom Ausland bezahlt wurde. Dazu zweierlei:

Erstens ist selbst dieser Effekt nicht eindeutig. Viele Einwanderer haben Kinder. Aber schon die Ausbildungskosten für zwei Kinder sind schnell höher als die Steuerzahlungen selbst von Gutverdienenden. Einwanderer bringen deshalb nur einen fiskalischen Überschuss, wenn sie entweder sehr gut verdienen, kinderlos sind oder ihre Kinder in eine Privatschule schicken oder sehr lange in der Schweiz bleiben.

Zweitens bedeutet selbst ein tatsächlicher fiskalischer Überschuss nicht, dass die bisherigen Einwohner profitieren. Es heisst nur, dass die Regierungen profitieren. Die Bürger profitieren erst, wenn ihnen die zusätzlichen Einnahmen in Form tieferer Steuern weitergegeben werden.

Was bringt die Einwanderung politisch?

— Die öffentliche Diskussion fokussierte bisher auf die direkten Auswirkungen der Einwanderung auf Wirtschaft und Umwelt. Interessanter und wohl wichtiger sind aber die indirekten Auswirkungen über den politischen Prozess:

Die Einwanderung ist ja eine Folge der hohen Schweizer Lebensqualität. Diese ist aber kein Zufall, sondern aus politisch-ökonomischer Sicht eine Folge der besonders bürgernahen politischen Institutionen: der direkten Demokratie und des kleinteiligen Föderalismus. Die direkteren Mitbestimmungsmöglichkeiten bewirken, dass sich zwischen Bürgern und Staat eine positivere Beziehung entwickelt als etwa in Deutschland, wo vor allem beidseitiges Misstrauen vorherrscht. So sind die Zufriedenheit der Bürger und die Steuermoral umso höher, je direkter die Demokratie ist. Wenn nun eine grosse Zahl von Menschen einwandert, die zwar gute Steuerzahler sind, aber keine politischen Rechte besitzen, droht der grösste Schweizer Standortvorteil untergraben zu werden.

Gleichzeitig verändert sich das politische Gleichgewicht. Durch die Einwanderung hochqualifizierter Ausländer hat ein zunehmender Anteil der Gutverdienenden kein Stimmrecht mehr. Die politische Macht verschiebt sich zu den relativ Armen. Eine Folge davon könnten zunehmende Umverteilung und steigende Steuern sein, was schliesslich die Wettbewerbsfähigkeit der Schweiz schwächen würde.

Was ist zu tun? — Angesichts dieser Überlegungen drängen sich neue Ideen zur Einwanderungspolitik auf. Vielleicht wäre es das Beste, insbesondere produktive Ausländer schneller ins vorteilhafte politische System der Schweiz einzubinden, also schneller einzubürgern. Dadurch hätten wir auch bessere Chancen, die Hochqualifizierten und ihre teuer ausgebildeten Kinder hier zu halten. Und vielleicht wäre den Einwanderern die schnelle Einbürgerung ja sogar etwas wert, so dass die beidseitig vorteilhafte Lösung auf der Hand liegt: Menschen, denen es besonders viel wert ist, Schweizer zu werden, und deren Bürgerrecht der Schweiz besonders viel bringt, sollten schneller Schweizer werden können. Wie genau der Austausch stattfinden soll, bleibt zu diskutieren und natürlich politisch korrekt zu formulieren.

Reiner Eichenberger ist Professor für Finanzwissenschaft an der Universität Freiburg.

Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) im Juli dieses Jahres glasklar, während es Nachteile sehr viel behutsamer ansprach: «In Regionen mit hoher Grenzgängerbeschäftigung war auch eine gewisse Zunahme von unqualifizierten Arbeitskräften aus den Nachbarländern feststellbar. Eine gewisse Verdrängung einheimischer Arbeitskräfte ist hier nicht ganz auszuschliessen.»

Wie die Hugenotten

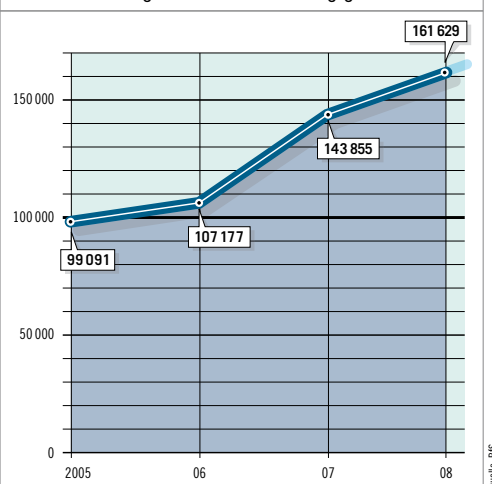
So sicher wie das Seco sind sich nur andere westliche Regierungen; auch sie pochen auf Vorzüge, die bisher nur zum Teil zu belegen waren. Einwanderung ist eben nicht gleich Einwanderung: Es kommt darauf an, von welchen Gruppen man spricht. In der politischen Debatte erinnern die Promotoren von offenen Grenzen meist bloss an die positiven Beispiele: an die Hugenotten etwa, die nach der Aufhebung des Edikts von Nantes im Jahr 1685 ihre Heimat Frankreich verlassen mussten und bald in Genf, Basel oder St. Gallen, aber auch in London, Amsterdam oder Berlin reüssierten und ganze neue Industriezweige aufbauten.

Auch für die Schweiz dürfte zutreffen, dass ihr zurzeit die Einwanderer unter dem Strich mehr einbringen, als sie kosten. Noch kom-

Ohne dass es die offiziellen Zahlen verraten, werden die Einheimischen ärmer.

men die meisten Zuwanderer aus Deutschland, noch sind sie überdurchschnittlich fähig und hochmotiviert – offenbar hat sich in der übrigen EU noch nicht herumgesprochen, dass die Personenfreizügigkeit auch für das Nichtmitglied Schweiz gilt. Vermutlich ist es nur eine Frage der Zeit, bis andere, weniger gut ausgebildete Immigranten den Weg in die Schweiz finden. Angesichts unerfreulicher politischer Aussichten in der Bundesrepublik

Einwanderung aus den EU-/EFTA-Staaten
seit Einführung der Personenfreizügigkeit



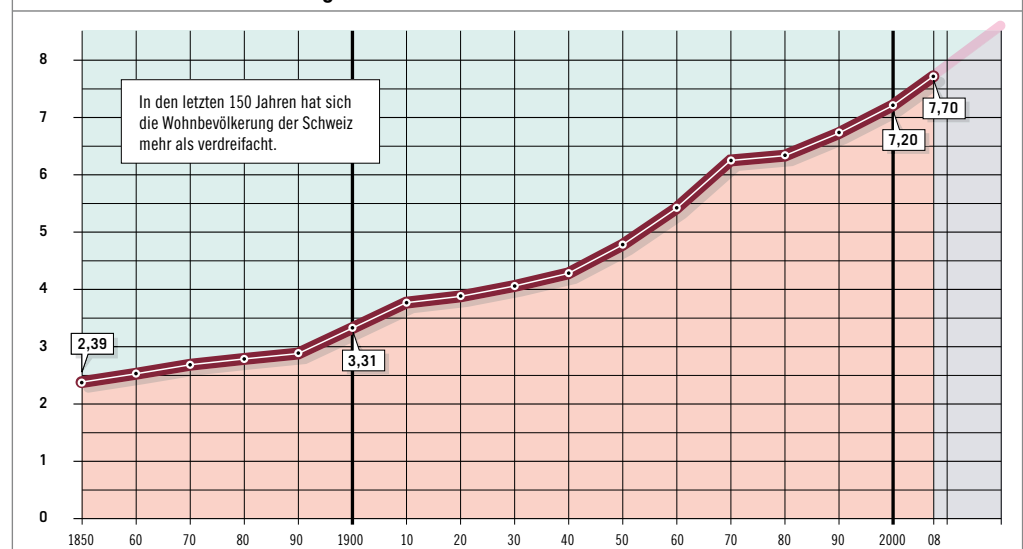
erlebt die Schweiz eine Art positive Selektion: Die Deutschen, die es hierher zieht, schätzen das liberalere Umfeld in der Schweiz, das überdurchschnittliche Leistungen weniger rigoros steuerlich bestraft. Also sind es auch Leute, die zu solchen Efforts imstande sind, die hier einwandern.

Ungehörte Nachteile

Ökonomische Nachteile der Immigration sind weniger gut sichtbar, vor allem haben jene Leute, denen sie widerfahren, kaum eine Stimme, um sich Gehör zu verschaffen. Ihnen steht keine Pressestelle zur Verfügung, wie der Bundesverwaltung in Bern oder den grossen Wirtschaftsverbänden in Zürich.

So ist es auf lange Sicht kaum vorstellbar, dass die Löhne nicht ins Rutschen geraten – und zwar im Tieflohnbereich genauso wie im Hochlohnsegment. Sobald polnische Ärzte, deren Diplom die Schweiz nun als gleichwertig anerkennt, ausreichend Deutsch können, werden auch sie – wie derzeit die Deutschen – die Schweizer Spitäler bevölkern. Das wird die

Schweizer Wohnbevölkerung 1850–2008



Löhne der Ärzte nach unten drücken und für Unzufriedenheit sorgen.

Ein anderes Problem besteht darin, dass die Schweizer Wirtschaft zwar wächst – aber nur dank der Einwanderung und gesamthaft, jedoch nicht pro Kopf. Mit anderen Worten: Ohne dass es die offiziellen Zahlen verraten, werden die Einheimischen ärmer. Vielleicht werden sie auch fauler.

Schon heute scheint es so, dass die Schweizer Wirtschaft nur mehr produktiver wird, weil sehr leistungsfähige Arbeitskräfte einwandern, während die Schweizer selbst immer unproduktiver werden. Am Ende drohen die

Dass Einwanderer Justiz und Strafvollzug überproportional belasten, ist offensichtlich.

Schweizer zu einem Volk von Rentnern und Privatiers zu werden, die von der Substanz und dem Erbe ihrer Vorfahren leben, während gutbezahlte Söldner die Wirtschaft betreiben.

Zuwanderung in die Kriminalität

Schliesslich fallen Kosten an, die in keiner wirtschaftlichen Statistik erscheinen, weil man sie schwer messen kann. Kosten sind es gleichwohl. Dass Einwanderer Justiz und Strafvollzug überproportional belasten, ist of-

fensichtlich. Sie stellen die grosse Mehrheit der Gefängnisinsassen, und wie in fast allen westlichen Ländern fallen sie überdurchschnittlich oft als Täter bei Verbrechen gegen Leib und Leben auf. Ebenso häufig werden insbesondere junge Leute «mit Migrationshintergrund» als Raser angehalten, oder sie verursachen schwere Unfälle mit Kostenfolgen, die in die Tausende von Franken gehen.

Dass die Zuwanderung direkt die Kriminalität verstärkt hat, ist umstritten. Fachleute können nicht mit Sicherheit sagen, wie sich die Kriminalität in den vergangenen Jahren entwickelt hat, weil es verschiedene Statistiken mit unterschiedlichen Kriterien gibt. Teilweise fehlen die nötigen Daten. Seit 1984 haben die Verurteilungen nach Strafgesetzbuch zwar um einen Drittel zugenommen – dank neuer Instrumente und einer elektronischen Erfassung der Straftaten sei die Polizei aber auch bei der Aufklärung von Delikten erfolgreicher geworden, sagen Experten.

Da generell nur zehn Prozent aller Delikte zu einer Anzeige führen, sind Kriminalstatistiken mit Vorsicht zu lesen. Der Realität näher kommt wohl eine aktuelle Studie des Zürcher Strafrechtsprofessors Martin Killias. Von den 5200 Jugendlichen im Kanton St. Gallen, die Killias befragt hat, haben 26 Prozent schon einmal eine Gewalttat verübt. Wenig bewirkt haben die kostspieligen Integrationsbemü-

hungen, die in den vergangenen Jahren in unzähligen Präventionskursen gemacht wurden. Laut der Studie sind Jugendliche mit Migrationshintergrund doppelt so häufig gewalttätig wie Schweizer.

Und entgegen allen Erwartungen gibt es keinen Unterschied zwischen Migranten der ersten und der zweiten Generation. Wie die St. Galler Justizdirektorin Karin Keller-Sutter festhielt, sind «viele ausländische Jugendliche offenbar bloss oberflächlich integriert. Sie vermischen sich wenig mit Schweizern und bleiben auch im Ausgang, wo die meisten Gewalttaten geschehen, unter sich.»

Gut gemeint, kein Erfolg

Unberechnet bleiben auch die Kosten, welche die Kinder von Einwanderern in den Schulen auslösen. Zahllose Integrationsmassnahmen sind mittlerweile beschlossen worden. Förderklassen, Deutsch als Fremdsprache, sonderpädagogische Eingriffe: Immer gut gemeint, seltener von belegbarem Erfolg gekrönt, kosten diese Instrumente etwas – doch die Aufwendungen erscheinen nicht als solche, sondern erhöhen bloss die Bildungsausgaben – was fast alle Politiker mit Stolz als gute Nachricht verkaufen.

Oft wird die freie Einwanderung mit dem Freihandel verglichen – und deshalb als gleichermaßen vorteilhaft eingestuft. Ökono-

■ GEBERIT



Wasser hat unvergleichliche Eigenschaften: reinigend, erfrischend, wohltuend. Das ist auch das Prinzip von Geberit AquaClean. Erleben Sie die neue Art der Körperpflege.

www.i-love-water.ch oder 0800 432 432 (kostenlos)

Geberit AquaClean
Das WC, das Sie mit Wasser reinigt.



misch bestehen Ähnlichkeiten, aber auch Unterschiede: «Wenn Amerikaner den Japanern einen Toyota abkaufen», schreibt der amerikanische Ökonom Thomas Sowell, «dann verlangt der Toyota nicht, dass die USA Japanisch als Sprache an ihren Schulen einführen oder dass die Amerikaner sich den Sitten der Japaner anpassen. Ebenso wenig bringen Toyotas kleine Toyotas auf die Welt, die später solche problematische Verhaltensweisen an den Tag legen, wie wir sie bei manchen Jugendlichen der zweiten Generation beobachten.»

Historische Überfremdungsangst

Historisch betrachtet, haben viele Einwanderer ihren neuen Heimatländern gutgetan: neue Erkenntnisse, mehr Konkurrenz, mehr Leistungsbereitschaft. Der Zustrom schwankt: Einmal kamen viele Leute, dann ging die Einwanderung wieder zurück, und meistens traf zu, dass die Konjunktur bestimmte, wie viele Immigranten zuzogen. Neu aber ist das Ausmass. Fast neu.

«Enorm ist der Unterschied zwischen der Zunahme der einheimischen und der ausländischen Bevölkerung unseres Landes», kommentierten die Berner Beamten die Ergebnisse der eidgenössischen Volkszählung vom 1. Dezember 1910. «Bei einem derartigen Übergewicht der Zuwachsziffern der Ausländer musste natürlich in verhältnismässig kurzer

Zeit eine starke Überfremdung eintreten», heisst es weiter.

Die Zahlen waren erstaunlich: Lebten 1850 71 000 Ausländer in der Schweiz, einem Land, das damals auf eine Bevölkerung von 2,3 Millionen kam, waren es 1910 schon 552 000 Ausländer. Das Land zählte nun knapp 3 Millionen Einwohner: Aus dem Ausländeranteil von 3 Prozent war eine Quote von 17 Prozent geworden. Fast die Hälfte der Ausländer stamm-

Da viele Arbeiter Deutsche waren, hiess die 1.-Mai-Feier bei den Schweizern: «Schwabensfest».

te aus dem Deutschen Reich. Unbehagen erfasste die Schweizer: Majorisiert im eigenen Land, befürchteten sie, sie würden bald in einer Provinz des Reichs leben. Da viele Arbeiter Deutsche waren, hiess die 1.-Mai-Feier bei den Schweizern: «Schwabensfest».

Er stelle eine «so hochgradige Überfremdung der Schweiz» fest, schrieb der Zürcher Armensekretär Carl Alfred Schmid, dass «ihre nationale Existenz nur durch ein Wunder denkbar» sei. 1920 schrieb der Bundesrat in einer Botschaft: «Man kann also heute schon vorausberechnen, dass, wenn der Wachstums-koeffizient für die Fremden der gleiche bliebe, in 77 Jahren die Hälfte der Bevölkerung der

Schweiz aus Ausländern bestehen würde.» Ergreife man keine Massnahmen, sei 1997 der Ausländeranteil so hoch, dass die Schweizer Gefahr liefen, die nationale Souveränität im eigenen Land einzubüssen.

Was wäre, wenn?

Die Panik war verfrüht. Mit dem Ersten Weltkrieg versiegte der Zustrom. Viele Ausländer kehrten zurück – und nach dem Krieg gingen alle Länder dazu über, die Personenfreizügigkeit zu beschränken – auch die Schweiz. Erst in den fünfziger Jahren rief man wieder Immigranten ins Land. Nun waren es vor allem Italiener, später Jugoslawen. Auch diese Zuwanderungswelle endete abrupt. Nach dem Ölschock von 1974 und der darauffolgenden Rezession schickte die Schweiz gut 100 000 Ausländer in ihre Heimat zurück, der Ausländeranteil bildete sich zurück.

Man kann sich fragen: Was wäre geschehen, wenn 1914 kein Krieg ausgebrochen wäre, was, wenn der Ölschock sechzig Jahre später nicht stattgefunden hätte? Vermutlich läge der aktuelle Ausländeranteil noch höher. Die Schweiz, ein reiches Land mitten in Europa mit vier Sprachen, ist attraktiv. Sie wird immer Einwanderer anziehen. Neu im Vergleich zu vergangenen Einwanderungswellen ist, dass die Schweiz diesen Zustrom selbst nicht mehr steuern kann. ○

Festnetz, Mobil und Internet pauschal für nur 80 Franken im Monat?

Ganz einfach. Mit Sunrise Free Internet.

Bei Sunrise können Sie für nur CHF 80.–* im Monat telefonieren und unbeschränkt surfen. **Infos und Anmeldung unter sunrise.ch/freeinternet, 0800 300 100 oder in Ihrem Sunrise center.**

* In Kombination von Sunrise flat classic (Abgebühr CHF 50.–/Mt.) mit Sunrise click&call 5000+ (regulärer Preis CHF 59.–/Mt.) erhalten Sie das Gesamtpaket für nur CHF 80.–/Mt. statt CHF 109.– (jeweils zzgl. entsprechender Gesprächsgebühren).



Festnetz: Abends und am Wochenende ins Schweizer Festnetz immer kostenlos, von 8 bis 17 Uhr: 6 Rp./Min., 35 Rp./Min. in alle Schweizer Mobilnetze. Verbindungsaufbaugebühr 10 Rp.



Mobil: Unlimitiert ins Sunrise Mobil- und Schweizer Festnetz. Anrufe in andere Schweizer Mobilnetze: 35 Rp./Min., Anrufe im und ins Ausland sowie Anrufe auf Spezialnummern, Mehrwertdienste, SMS und MMS werden zusätzlich verrechnet.



Internet: Unbeschränkt und kostenlos surfen.

Sunrise

Im Haifischeich

Der Fall «Sennentuntschi» ist auch ein Fall «Filmförderung». Die staatlichen Geldgeber müssen sich kritische Fragen gefallen lassen. Namhafte Regisseure und Produzenten werfen dem Bundesamt für Kultur Vetternwirtschaft vor. *Von Philipp Gut*



Filmreifes Debakel: Regisseur Steiner (r.) mit Darstellern Ofczarek (l.) und Mesquida.

Die Schweizer Filmszene ist in Aufruhr – und sie kommt nicht zur Ruhe. Die Enthüllungen der *Weltwoche* im Fall «Sennentuntschi» («Traumschlösser und Millionenschulden», Nr. 36/09) haben ein mediales Erdbeben mittlerer Stärke ausgelöst. «Sennentuntschi», eine Mischung aus Alpen-Epos und gruseligem Erotikstreifen, sollte das Kinoereignis des Jahres werden, verfilmt und produziert vom Regiewunderkind Michael Steiner («Mein Name ist Eugen», «Grounding») und dessen Firma Kontraproduktion AG. Aufgrund fahrlässigen Geschäftsgebarens konnte der längst abgedrehte Film allerdings bis heute nicht fertiggestellt werden. Betroffen vom filmreifen Debakel – gewürzt mit pikanten Affären sind nicht nur Regisseur Steiner und seine Firma.

Es stellt sich die Frage, ob nicht auch den staatlichen Förderern, allen voran dem federführenden Bundesamt für Kultur (BAK), eine gewisse Verantwortung zukommt. Die öffentliche Hand hat zwei Millionen Franken in ein Projekt investiert, das auf wackligen Füßen stand, von Anfang an. In einem Brief vom vergangenen Monat («Liebe Förderer, liebe Koproduzenten, liebe Gewerkschaft und liebe Anwälte») prophezeit Steiner «massive Konsequenzen für das BAK», falls seine insolvente Firma tatsächlich Konkurs anmelden müsste und sämtliche Fakten auf den Tisch kämen.

Hinweise darauf, warum es für das BAK und dessen Sektion Film unter der Leitung von Nicolas Bideau ungemütlich werden könnte, liefert eine E-Mail Steiners vom Dezember 2008. Im Schreiben, das die Beteiligten über das finanzielle Schlamassel (Insolvenz) informiert, erklärt Steiner, wie es aus seiner Sicht zur unsauberen Finanzplanung gekommen ist. Wissen muss man vorab, dass die Produktionsrechte für «Sennentuntschi» ursprünglich bei der renommierten Firma C-Films von Peter-Christian Fueter lagen. Doch Fueter stieg, offenbar skeptisch geworden, aus, Steiners Kontraproduktion kaufte die Rechte auf.

Das Problem, das sich nun stellte: Die seit längerem gesprochenen Fördermittel liefen im Sommer 2008 ab. «Der Verlust dieser Gelder durch eine Überschreitung der Produktionsfristen hätte eine Realisation verunmöglich», schreibt Steiner in der erwähnten E-Mail-Nachricht. Der «massive Zeitdruck» habe dazu geführt, «dass wir heute noch gewisse Sachen zu regeln haben, die üblicherweise vor Beginn des Drehs erledigt werden». So sei «leider» der Liquiditätsplan «etwas unstrukturiert» gewesen.

Mit andern Worten: Steiner ging an den Drehstart, ohne dass die notwendigen Finanzmittel gesichert gewesen wären. Die Planung war schlicht unzureichend, die Kontraproduk-

tion AG nahm das Risiko eines Totalabsturzes leichtsinnig bis fahrlässig in Kauf. Zahlungsunfähigkeit und Schulden in Millionenhöhe waren die Folgen.

Die Auseinandersetzung wird härter

Die Hauptverantwortung für das Debakel tragen zweifellos Regisseur und Produzent Steiner und seine Firma. Doch auch die öffentliche Filmförderung muss sich kritische Fragen gefallen lassen. Wie konnte sie ein Projekt unterstützen, das derart auf Sand gebaut war? Haben die Bundesstellen womöglich ihre Sorgfaltspflichten verletzt und leichtfertig Zusagen gemacht? Haben sie gar einen künstlerisch begabten, aber geschäftlich überforderten Jungregisseur durch mangelhafte Voraussicht ins Messer laufen lassen? Dass einiges schief lief und die notwendigen Kontrollen versagten, legt der Umstand nahe, dass das BAK mittlerweile seinen Subventionsbeitrag von 950 000 Franken zurückgefordert hat. Das Geld wurde, wie es in einem internen Sitzungsprotokoll heisst, von der Kontraproduktion durch «Falschauskunft» und «Falschinformation» erschlichen.

Damit nicht genug: «Sennentuntschi» ist nicht das einzige Problem, mit dem sich Filmchef Nicolas Bideau und das Bundesamt für Kultur herumschlagen haben. Das BAK sieht sich mit schweren Vorwürfen und einer Reihe von Beschwerden konfrontiert. Die Absender haben Gewicht: Es handelt sich um die beiden Produzentenverbände des Landes sowie um renommierte Regisseure wie Samir oder den Dokumentarfilmer Paul Riniker. Im Bundesamt für Kultur herrschten Chaos, Rechtsunsicherheit und Günstlingswirtschaft bei der Vergabe von Fördergeldern.

Gestern Mittwoch haben der Schweizer Verband der Filmproduzenten (SFP) und die Gruppe Autoren, Regisseure, Produzenten (GARP) in einem offenen Brief erneut auf die Schwierigkeiten aufmerksam gemacht. Der Brief richtet sich an den noch unbekanntes Nachfolger Pascal Couchepins (FDP), Vorsteher des Eidgenössischen Departements des Innern (EDI), dem das BAK und die Bundesfilmförderung unterstellt sind. Viele Produktionsfirmen hätten die Erfahrung gemacht, so die Verbände, «dass sie als Folge von Missständen in der Sektion Film in ihrer täglichen Berufsarbeit behindert» würden. Die schwierige Situation sei «für die Zukunft der schweizerischen Filmproduktion Existenz bedrohend».

Der offene Brief ist das jüngste Dokument einer zunehmend härter geführten Auseinandersetzung. Bereits am 30. Juli hatten die beiden Produzentenverbände eine Aufsichtsbeschwerde beim BAK eingereicht – wegen «Missachtung gesetzlicher Vorschriften» und «Rechtsverweigerung». Die Beschwerde, verfasst vom angesehenen Berner Anwalt Dr. Willi Egloff, macht gravierende Verfehlungen geltend. Den Verantwortlichen der Sektion Film im Bundesamt für Kultur wird *copinage*, zu Deutsch: Vetternwirtschaft, vorgeworfen. Filmchef Bideau verstosse «in massiver Weise» gegen die Pflicht, «sich neutral zu verhalten», indem «er den mit ihm befreundeten Filmproduktionsfirmen Projekte» zuhalte.

Die zwölfseitige Eingabe listet zahlreiche angebliche Belege auf, weitere «Beweismittel» wollen die Beschwerdeführer im «Bestreitungsfall» vorlegen. So habe Bideau der belgischen Produktionsfirma Versus Productions nahegelegt, «sich für belgisch-schweizerische Koproduktionen ausschliesslich an die Firma Box Productions GmbH zu halten, da dies die einzige professionelle Produktionsfirma in der Schweiz sei». Mehrere Regisseure, heisst es weiter, seien «vom Leiter der Sektion Film direkt oder indirekt aufgefordert» worden, «für die Produktion ihrer Filme mit einer andern Firma zusammenzuarbeiten».

Die in der Beschwerde mehrfach genannten «befreundeten Produktionsfirmen» lassen sich benennen. Gemeint sind unter anderem jene Unternehmen und Produzenten, die sich kürzlich vom Schweizerischen Verband der Filmproduzenten (SFP) abgespalten haben, um unter dem Namen IG Film einen eigenen Zusammenschluss zu bilden. Schlüsselfigur der neugegründeten Interessengemeinschaft

ist Thierry Spicher mit seiner in Renens ansässigen Firma Box Productions, die unter anderem den mehrfach ausgezeichneten Film «Home» (2008) von Ursula Meier mit Isabelle Huppert in der Hauptrolle produziert hat.

Spicher agiert im Haifischteich der Schweizer Filmförderung sehr erfolgreich – gemäss Kritikern und Beschwerdeführern eben auch deshalb, weil er als IG-Mitglied durch Nicolas Bideau und die zuständigen Fördergremien des Bundes bevorzugt behandelt werde.

Lassen sich die Vorwürfe belegen? Einen Hinweis geben die Resultate der jüngsten Subventionsverteilungsrunde. Vom 8. bis zum 10. Juni tagte der zuständige Ausschuss Spielfilm. Von zehn eingereichten Gesuchen im Bereich Herstellung (Produktion) wurden vier bewilligt, wobei sämtliche Hauptproduzenten der IG Film angehören.

Ein Beweis für die These der Vetternwirtschaft ist das noch nicht, schliesslich könnten die positiv beurteilten Projekte ja tatsächlich die besten gewesen sein. Doch es kommen Ereignisse hinzu, die den Vorwurf der *copinage* zumindest als plausibel erscheinen lassen.

Fragwürdige Nähe zum BAK

Die IG Film ist im Begutachterausschuss in der Mehrheit. Drei von fünf Mitgliedern gehören ihr an. Gemäss Reglement hätten sie in der Sitzung, an der über ihre eigenen Projekte befunden wurde, in den Ausstand treten sollen. Ob das wirklich geschehen ist, bleibt unklar. Im Protokoll der Sitzung, das der *Weltwoche* vorliegt, sind die IG-Mitglieder aufgeführt. Thierry Spicher hat in der Presse bereits gesagt, bei der Abstimmung über eigene Projekte seien die IG-Leute in den Ausstand getreten. Für die Beschwerdeführer wäre allerdings selbst dies

unzulässig. Direkt involvierte Gutachter, argumentieren sie, hätten für die Dauer der gesamten, sich über drei Tage hinziehenden Sitzung ersetzt werden müssen. Für solche Fälle stünde eine ganze Reihe von Ersatzmitgliedern zur Verfügung. Aufgeboten wurde aber keines von ihnen.

Auf eine gewisse fragwürdige Nähe des Subventionsverteilens BAK zu einzelnen Produzenten scheint auch die folgende Episode hinzudeuten. An einer Pressekonferenz am diesjährigen Filmfestival Locarno las der Sekretär der IG Film, Michael Steiger, eine

Den Verantwortlichen der Sektion Film im Bundesamt für Kultur wird *copinage* vorgeworfen.

Stellungnahme zum Streit zwischen den Produzenten und dem BAK vor. Das Statement möge zugunsten des Bundesamtes ausfallen, witzelte der anwesende Bundesrat Couchepin. Das tat es auch, und das war kein Wunder: Der Wortlaut der von der IG Film verlesenen Stellungnahme wurde vorgängig mit dem BAK abgeprochen. Das berichtet eine Augenzeugin.

Ein Indiz für die offenbar enge Zusammenarbeit zwischen dem BAK und der IG Film findet sich überdies in einer E-Mail-Nachricht, die der *Weltwoche* vorliegt. Absender ist der Regisseur Thomas Imbach, Empfängerin seine ebenfalls im Filmgeschäft tätige Partnerin Andrea Staka. Imbach kommt auf die Beschwerde der Produzentenverbände SFP und GARP zu sprechen und stört sich daran, dass angeblich nur sie in der Presse Gehör fänden. Dann sagt er über Olivier Müller, Leiter der Abteilung selektive Filmförderung beim BAK: «Weshalb hilft ihm Michael [Steiger] nicht? Die Idee der IG war doch, dass man ihnen hilft.» Dem Bundesamt für Kultur hilfreich zu sekundieren – darin sieht die formierte Interessengemeinschaft offenbar eine ihrer vornehmsten Aufgaben.

Aus Sicht der Gesuchsteller mag das eine kluge Geschäftspolitik sein. Thierry Spicher, Sprecher der IG und gleichzeitig Mitglied des über die Subventionen befindenden Ausschusses, weist jedes unkorrekte Verhalten von sich. Er habe, «wie auch die anderen Kommissionsmitglieder, nie gegen ein Reglement oder eine Vorschrift verstossen». Für alle anderen Auskünfte sei das Generalsekretariat des EDI zuständig. Man bearbeite derzeit eine Stellungnahme des BAK zu den Vorwürfen, sagt EDI-Pressesprecher Jean-Marc Crevoisier.

Keine Stellung nehmen wollte Filmchef Nicolas Bideau, auch er leitete die Anfrage an die Kommunikationsabteilung des Departements weiter. Selbst in der Art und Weise, nichts zu sagen, scheinen sich der oberste Filmförderer und der gewiefteste Subventionsempfänger der Branche einig zu sein. ○



Enge Zusammenarbeit: Filmchef Bideau.



In der Mehrheit: Filmproduzent Spicher.

Ende der Gemütlichkeit

Die Glühbirnen werden in der EU verboten, auch in der Schweiz soll es bald nur noch Energiesparlampen geben. Was die Politik als Klimaschutzmassnahme verkauft, verärgert die Kunden und nützt der Umwelt nichts. *Von Blake Alcott und Kai Michel*



Dinosaurier aus Edisons Tagen: Glühbirnenpracht im Theater.

Während die älteste Glühbirne der Welt seit 108 Jahren in einer kalifornischen Feuerwache leuchtet und leuchtet – nur wegen zweier Umzüge und einer Renovierung musste sie kurz ausgeknipst werden –, scheint es in Europa Zeit für einen Nachruf. Hier gilt die Glühbirne als energieverschwendender Dinosaurier aus Edisons Tagen, weshalb die EU ihr den Garaus machen will. Mit der 2005 erlassenen Öko-design-Richtlinie hat Brüssel allen Stromfressern den Kampf angesagt. Die Lampen sind nur das erste Opfer; in den nächsten Jahren werden auch Kühlschränke, Fernseher oder Computer dem Klima zuliebe zum Energiesparen gezwungen.

Dass die Leuchtfäden der Glühbirnen nur 5 Prozent des Stroms in Licht, aber 95 Prozent in Wärme umsetzen, bedeutet ihr Todesurteil. Energiesparlampen sollen künftig die Wohnungen erhellen: Die verbrauchen bloss ein

Fünftel des Stroms, halten aber das Acht- bis Fünfzehnfache eines Glühlampenlebens, versprechen die Hersteller. Was für ein Effizienzgewinn! Doch was vernünftig klingt, entpuppt sich bei genauerem Hinsehen als Farce: nicht nur, dass sich die Konsumenten gegen den

Ungeklärt sind die Auswirkungen des konstanten Flimmerns auf den menschlichen Organismus.

massiven Eingriff in den häuslichen Alltag wehren; nicht nur, dass Energiesparlampen grosse, womöglich gesundheitsgefährdende Mängel aufweisen. Vor allem ist die grundlegende Annahme, eine effizientere Energieausnutzung sei eine Massnahme gegen den Klimawandel, falsch. Der Umwelt nützt das Glühbirnensterben nichts.

Seit dem 1. September sind EU-weit die 100-Watt-Birnen und alle mattierten Glühbirnen verboten. In Deutschland kam es deshalb zu Hamsterkäufen, die Menschen deckten sich ein, um dem Energiesparlampenschicksal möglichst lange zu entgehen. Die Schweiz übernimmt die EU-Regelungen zum 1. September 2010, hat aber bereits Anfang diesen Jahres Glühlampen der schlechtesten Energieeffizienzklassen F und G verboten. 2012, so das Endziel, soll Europa, zumindest im Handel, glühbirnenfrei sein.

Der Eingriff in die Privatsphäre ist erheblich. Das Licht der Energiesparlampen wird von den Verbrauchern als kalt empfunden, deckt es doch nicht wie bei normalen Glühbirnen das gesamte Farbspektrum ab, sondern besitzt besonders im Blaubereich regelrechte Farbspitzen. Viele Menschen fürchten deshalb um ihr gemütliches Heim. Zwar arbeiten die

Hersteller fieberhaft an neuen «Lichtstim-mungen», die Ergebnisse überzeugen selten. Weiter ärgert es die Verbraucher, dass Ener-giesparlampen in der Regel sehr lange brau-chen, bis sie die volle Helligkeit erreichen, und dass nur das Licht teurer Sondermodelle dimmbar ist. Aber das sind Schönheitsfehler.

Denn es gibt gravierendere Probleme. Die des übertriebenen Umweltskeptizismus un-verdächtige Zeitschrift *Öko-Test* kam nach aus-führlichen Untersuchungen und Experimen-ten zu dem vernichtenden Urteil: «Unterm Strich macht ein Stromsparen per Energiespar-lampe für *Öko-Test* keinen Sinn.» Die Gründe dafür lauten:

Hochgiftiges Quecksilber

1—Energiesparlampen sind deutlich weniger hell als traditionelle Glühlampen und werden über die Gebrauchszeit hinweg dunkler. An-statt der meist zitierten 80 Prozent, die sie ge-genüber den traditionellen Birnen an Energie sparen sollen, bringen sie es im Schnitt nur auf 50 bis 70 Prozent Ersparnis. Vor allem: Im Dauertest erreichte die Hälfte der Prüf-exemplare nicht einmal die vom Hersteller de-klarierte Mindesthaltbarkeit. Die Industrie gehe sogar davon aus, schreibt *Öko-Test*, dass 10 Prozent der Lampen bei einer mittleren Le-bensdauer von 6000 Stunden bereits nach 2000 Stunden ausfallen. Der Kauf der teuren Lampen wird zum Roulettespiel.

2—Die Lichtqualität ist schlecht. Der hohe Blauanteil steht im Verdacht, die Ausschüt-tung des Schlafhormons Melatonin beim Men-schen zu unterdrücken und damit die innere Uhr ausser Takt zu setzen. Ungeklärt ist auch, welche Auswirkungen das konstante Flim-mern der Lampen im Bereich der niedrigen wie hohen Netzfrequenzen auf den mensch-lichen Organismus hat. Ausserdem überschrei-ten die Elektromogemissionen die Grenz-werte, die für strahlungsarme Computer-monitore gelten. «Der eigentliche Skandal», zitiert *Öko-Test* den Baubiologen Wolfgang Maes, «ist, dass wir zu einem Produkt verdon-ert werden, das es seit Jahrzehnten gibt, zu dem es aber praktisch keine Forschung zum Schutz des Verbrauchers gibt.»

3—Überdies macht die in den Energiespar-lampen steckende Regelelektronik die ange-blichen Umweltschützer zu Sondermüll. Ebenso das hochgiftige Quecksilber, das sie enthalten (zerbricht eine Lampe, muss das Zimmer ge-lüftet werden). Und dann sind die Lampen auch noch mit umweltschädlichen bromierten Flammenschutzmitteln behandelt.

Das ist eine ganze Menge, die den Menschen staatlich verordnet wird, um die Umwelt zu schützen. Da sollte der Einsatz von Energie-sparlampen dem Klima auch enorm nützen. Doch das – und das ist selbst den Öko-Testern entgangen – tut er nicht: Lampen, die Energie sparen, stellen keinen Beitrag zum Klima-

schutz dar. Es ist ein zentrales, weitverbrei-tetes Missverständnis, dass Effizienzsteige-rungen Umweltschutzmassnahmen seien. Der ökologische Imperativ «Spare Energie, um die CO₂-Emissionen zu senken» führt in die Irre. Das muss erklärt werden:

Brennen länger und verbrauchen mehr

Effizienz ist längst zum Zauberwort gewor-den. Seit Jahren werden Drei-Liter-Autos der Natur zuliebe propagiert, die Zementproduk-tion soll pro Tonne weniger CO₂ ausstossen, und energiesparende Altbausanierungen er-halten von allen Parteien Unterstützung. Sol-che Effizienzstrategien setzen darauf, dass die Herstellung und die Benutzung von Gegen-ständen weniger Energie benötigen als zuvor. Neu ist das nicht. Das war schon immer das Er-folgsrezept des Fortschritts: mit immer weni-ger immer mehr schaffen.

Bloss in Notzeiten ging es darum, die Ge-samtmenge der investierten Energie, der Mate-rialien, der Arbeitskraft zu senken. Ansonsten war das Hauptziel stets, möglichst viel zu pro-duzieren und so den Profit zu erhöhen, ohne dabei Leistungseinbussen in Kauf zu nehmen. Effiziente Technik erhöht den Wohlstand. Für die Umwelt jedoch hat sie fatale Konsequenzen: Wird die Wirtschaft effizienter, wird alles billi-ger, und der Umsatz zieht an. Wird Autofahren preiswerter, weil man weniger Benzin braucht, wird mehr Auto gefahren – was die Einspa-rungen wieder zunichtemacht. Und Lampen, die mit wenig Strom auskommen, werden eher länger brennen gelassen: «Ist doch eine Ener-giesparlampe!» Tatsächlich nehmen parallel zu den Effizienzsteigerungen der Verkehr, Haus- und Strassenbeleuchtung, die Anzahl Haus-



Sondermüll: Energiesparlampe.

haltsgeräte oder das gesamte Gebäudevolumen ununterbrochen zu.

Das Problem ist: Wenn wir weniger Strom verbrauchen, nur noch kleine Autos fahren oder sogar mit dem Velo, stellen wir bald fest, dass wir dadurch eine Menge Geld sparen. Und damit kaufen wir neue Kleider, DVDs, gönnen uns mal eine Flugreise ausser der Reihe oder endlich die grössere Wohnung. Unser «ökolo-gischer Fussabdruck» wächst und wächst.

Aber selbst wenn sich die Konsumenten mehrheitlich entscheiden sollten, aufgrund der Effizienzgewinne weniger zu arbeiten und das Leben ruhiger anzugehen, würden die Res-sourcen, die sie brachliegen lassen, bald von anderen aufgegriffen. Das zeigt das Gesetz von Nachfrage und Angebot: Jede Senkung der in-dividuellen Nachfrage drückt den Energie-preis nach unten und provoziert so neue Nach-frage. Nun können sich auch Ärmere mehr leisten. Besonders im globalen Massstab gilt das: Verbraucht die westliche Welt weniger Energie, fällt der Preis, was diese für die Schwellenländer umso attraktiver macht: Jede Einsparung des Westens wird vom Wachstum in China oder Indien aufgefressen.

Bis ihnen ein Licht aufgeht

Warum werden uns also Energiesparlampen trotz aller Nachteile zwangsverordnet? Warum wird uns auch seitens der Umweltverbände Ef-fizienzsteigerung als Klimaschutzmassnahme verkauft? Es ist ja nicht nur etwa die Stadt Zü-richt, die uns bei ihrem «Energiespiel» aufträgt: «Ersetzen Sie Ihre herkömmliche Glühbirne durch Stromsparlampen!» Auch der WWF Schweiz empfiehlt aktuell als besonders wirk-same Massnahme: «Setzen Sie Energiespar-lampen ein» – nicht ohne ein unkritisches Spar-lampenplädoyer folgen zu lassen.

Alle profitieren von der Anti-Glühbirnen-Kampagne: Die Umweltschützer tun etwas, was sogar einmal die Politik befolgt, und be-weisen damit ihre gesellschaftliche Relevanz. Die Politiker freuen sich: Ganz wohlfeil kön-nen sie ihr «ökologisches Bewusstsein» de-monstrieren. Glühbirnen zu verbieten, tut keinem weh, im Gegensatz zu unliebsamen klimarelevanten Massnahmen wie Energie-steuern oder Emissionsquoten. Und den allge-meinen Stromverbrauch senken heisst ja, das Land ein Stück weit von Energieimporten un-abhängig zu machen. Ausserdem gibt es keine starke Lobby, die sich dagegen wehrt. Denn die Industrie freut sich an den grösseren Gewinn-spannen der Energiesparlampen. Und da diese sich nicht auf dem freien Markt durchsetzen müssen, sondern staatlich verordnet wurden, ist der Innovationsdruck erträglich.

Ja, und selbst viele Verbraucher haben das Gefühl, etwas Gutes zu tun, wenn sie eine Energiesparlampe in die Lampenfassung drehen. Zumindest so lange, bis ihnen ein Licht aufgeht. ○

Unter Strom

Der 19-jährige Schüler Arik Brückner betreibt einen schwunghaften Handel mit portablen Datenträgern. Soeben hat er seine ersten 100 000 Franken umgesetzt. Von Barbara Lukesch und Ueli Alder (Bild)

Arik Brückner frohlockte. 2008 machte er erstmals einen Umsatz in sechsstelliger Höhe. 100 000 Franken: So konnte es weitergehen. Arik ist neunzehn Jahre alt. Drei Tage nachdem er volljährig geworden war, liess er seine Firma PC and Mobile World, kurz PCMW, ins Zürcher Handelsregister eintragen.

Gegründet hatte er sein Unternehmen vor fünf Jahren. Damals war ihm aufgefallen, dass er am Zürcher Gymnasium Hohe Promenade der einzige Schüler mit einem USB-Stick war, der ihm beim Transfer von Unterrichtsdaten wertvolle Dienste leistete. «Ich hatte etwas, was auch die anderen brauchen konnten», erinnert er sich, «was lag also näher, als dieses Produkt zu besorgen und zu verkaufen?» Arik gelang es, Rektor Alfred Baumgartner von seiner Idee zu überzeugen. Die Schule bestellte hundert Stück, die Arik, so der Deal, mit dem eigenhändig zugeschnittenen HoPro-Logo bekleben und damit zu einem attraktiven Werbegeschenk umfunktionieren sollte. Via Google suchte er nach Lieferanten. In China, stellte er fest, waren die USB-Sticks am günstigsten. Sein Schwager liess das Geschäft, das vorab finanziert werden musste, über sein Konto abwickeln.

Alles lief rund, und Arik erwirtschaftete tausend Franken Gewinn, die er vollumfänglich in seine kleine Firma reinvestierte. Als Abonnent des *Wall Street Journal Europe* und der *Har-*

vard Business Review wusste er, was zählt: Wachstum und grössere Absatzmärkte.

Schon als er zwölf Jahre alt war, präsentierte Arik seinen ersten Businessplan vor einem Gremium von rund dreissig Erwachsenen. Der Primarschüler wollte seine Lehrer davon überzeugen, dass es im Schulhaus in Ebmatingen unbedingt einen Pausenkiosk brauchte. Auf Power-Point-Folien hatte er unter «Probleme & Chancen» mit der Ernsthaftigkeit eines etwas altklugen Jugendlichen notiert: «Jene Kinder, welche das Sandwich für die Pause zu Hause liegengelassen haben, können sich keine anderen Esswaren mehr ergattern und gehen hungrig und dehydriert wieder in die Schulstunde zurück, was für die erforderliche Konzentration nicht förderlich ist.» Dass er dennoch scheiterte, wurmte ihn gewaltig.

Angestachelter Ehrgeiz

Als er kurze Zeit später ans Gymnasium wechselte, nahm er sofort mit dem sicheren Instinkt des unternehmerisch denkenden Menschen wahr, dass es keinen Coca-Cola-Automaten auf dem Schulgelände gab. Dass dieser Mangel an der Hohen Promenade schon verschiedene vergebliche Vorstösse ausgelöst hatte, stachelte seinen Ehrgeiz zusätzlich an. «Das wäre ja gelacht», sagte er sich, «wenn ich diesmal nicht ans Ziel komme.» Arik kontaktierte die

Schulleitung, die nach wie vor bremste. Doch hartnäckig räumte er alle Widerstände aus dem Weg. Geschlagene vier Jahre später nahm der Automat seinen Dienst auf. Von Anfang an bezog Arik die Getränke nicht von Coca-Cola, sondern von einem lokalen Grossisten, dem er pro Pet-Fläschchen 15 Rappen weniger bezahlen musste. Seinen Gewinn beziffert er heute auf 200 Franken pro Woche.

Das gleiche Durchsetzungsvermögen legte der junge Geschäftsmann auch mit seinen USB-Sticks an den Tag. Jahr für Jahr machte er mehr Umsatz: erst 4000 Franken, dann 9000, 35 000, 75 000 und letztthin runde 100 000 Franken. Kurz nach dem Start habe er allerdings auch mal 3000 Franken in den Sand gesetzt, jenen Betrag, den er einem deutschen Lieferanten für dreissig Playstations Portable – Arik wollte diversifizieren – überwiesen hatte, ohne in der Folge je ein Gerät zu sehen. Das Geld, das ihm erneut sein Schwager vorgeschossen hatte, zahlte Arik im Verlauf der nächsten zwölf Monate zurück. «Die Gier hatte mich betriebsblind gemacht», sagt er, «statt den Lieferanten sorgfältig zu überprüfen, hatte ich überstürzt gehandelt.»

Deal mit Sunrise

Im Verlaufe der Jahre hat sich Arik immer besser vernetzt. Er besucht Apéros des Instituts für Jungunternehmer, dem er unter anderem einen Auftrag für tausend USB-Sticks für die Firma Sunrise verdankt. Damit er diesen Deal, auf den er «megageil» war, abwickeln konnte, nahmen seine Eltern einen Privatkredit in der Höhe von 15 000 Franken auf. Seine Mutter war zwar gern bereit, ihren Sohn zu unterstützen, denkt aber noch heute mit Schrecken an diese Zeit zurück: «Man stelle sich vor, was passiert wäre, wenn die Ware nicht geliefert worden wäre.» Sein Vater sieht das gelassener: «Arik weiss schon enorm viel über Wirtschaft und Finanzen, bewegt sich in der Businesswelt aber immer noch mit der Leichtigkeit eines Jugendlichen – das macht seinen Erfolg aus.» Der Sunrise-Deal sollte zum Türöffner werden. Kurz darauf wurde der junge Mann mit der BDO Visura handelseinig und versorgte die Firma mit mehr als 2000 Sticks. Erstmals erzielte er einen Gewinn von 12 000 Franken, den er mit jenem Kollegen teilte, der ihn dort empfohlen hatte.

Zurzeit steht er wieder unter Strom. Wenn alles gutgeht, erhält er die Exklusivrechte für die Distribution des Edelchampagners Armand de Brignac in Italien. Die vergoldeten Flaschen kosten in hiesigen Klubs zwischen 800 und 1000 Franken. Arik ist überzeugt, dass es in Italien ein «riesiges Potenzial» für dieses Produkt gibt. Dazu hat ihn der Lions Club eingeladen, in seinen Reihen ein Referat zum Thema «Ein Leben im Spannungsfeld von Schule und Business» zu halten. Arik strahlt: «Ist das nicht cool?»



Leichtigkeit als Erfolgskonzept: Jungunternehmer Brückner.

«Psychisch unreif»

Über jugendliche Gewalttäter wird heftig debattiert. Der Psychiater und Bestsellerautor Michael Winterhoff stellt eine Beziehungsstörung zwischen Eltern und Kindern fest. *Von Claudia Landolt Starck*



«Der Erwachsene will vom Kind geliebt werden»: Eltern und Sohn.

Herr Winterhoff, Forderungen nach härterer Bestrafung von gewalttätigen Jugendlichen werden lauter. Nützen Strafen überhaupt?

Wenn Jugendliche schwere bis schwerste Körperverletzungen ausführen, müssen sie entsprechend ihrem Alter zur Rechenschaft gezogen werden. Ob diese Bestrafung sie verändern oder ihnen die Chance geben wird, sich zu verändern, steht allerdings auf einem anderen Blatt.

Wie beurteilen Sie die in letzter Zeit aufgetretenen Fälle krasser Jugendgewalt?

Als Fachmann bin ich leider seit Jahren mit derartigen Prügeleien konfrontiert, in denen es um die reine Lustbefriedigung ohne jegliches Schuldbewusstsein oder Problemeinsicht geht.

Woher kommt diese Lust an Gewalt?

Die Symptome sind nur erklärbar über eine unterentwickelte Psyche. Die Jugendlichen sind psychisch auf dem Stand eines Kleinkindes. Die bis vor zehn Jahren erklärbaren Hintergründe wie selbsterlebte schwere Misshandlung und/oder Verwahrlosung reichen nicht mehr aus.

Wie geht das: Jugendliche auf dem psychischen Stand eines Kleinkindes?

Der Grund hierfür liegt in einer den Erwachsenen und damit auch den Eltern

nicht bekannten Beziehungsstörung, und zwar in Form einer falschen Partnerschaftlichkeit schon dem Kleinkind gegenüber. Das Kind ist für die Eltern Partner oder gar Teil ihrer selbst.

Sie sprechen in diesem Fall von einer «Symbiose».

Seit Mitte der neunziger Jahre ist vermehrt zu beobachten, dass der Erwachsene vom Kind geliebt werden will und sich von ihm abhängig macht. Seit 2002 sieht man das symbiotische Verhältnis. Das Kind dient zur unbewussten Kompensation.

Und wird später erziehungsresistent?

Es bleibt psychisch unreif. Sein körperliches und sein psychisches Alter klaffen weit auseinander. Ein Zugang zu solchen Kindern scheint unmöglich geworden zu sein, sie terrorisieren ihre Umwelt mit einem inakzeptablen Verhalten und suchen permanent die Auseinandersetzung.

Was fehlt?

Ein echtes, lenkendes Gegenüber.

Erzieher also.

Wenn Kinder den Erwachsenen nicht als einen solchen erleben, sondern als einen sie überfordernden Partner, der ihnen vieles offenlässt, dann fehlt die nötige Abgrenzung. Die Erfahrung, nicht immer alles gleich zu bekommen, ist ein wichtiger Lernprozess.

Das Beste für sein Kind zu wollen, ist also Ausdruck einer überzogenen, symbiotischen Liebe?

Viele Eltern behandeln ihr Kind als wertvolles, kostbares Gut. Gleichzeitig vergessen sie, ihre Position als Erzieher wahrzunehmen. Sie behandeln das Kind als eine Persönlichkeit, die bereits als Baby über eine Autonomie verfügen soll, als sei es ein Erwachsener.

Selbständigkeit ist doch ein wünschenswerter Charakterzug.

Nicht wenn Eltern die Selbständigkeit ihrer Kinder damit verwechseln, ihnen keinerlei Regeln für ihr tägliches Verhalten an die Hand zu geben. Selbständigkeit hat nichts mit Selbstbestimmung im Sinne einer «Mit dem Kopf durch die Wand»-Mentalität zu tun.

Was ist schlecht an der Fähigkeit, sich durchzusetzen?

Es liegt in der narzisstischen Natur von Kindern, Dinge durchsetzen zu wollen. Viele Eltern interpretieren die Verweigerungshaltung ihrer Kinder in ganz vielen alltäglichen Dingen aber als Ausdruck ihrer besonderen Persönlichkeit.

Nennen Sie ein Beispiel für die partnerschaftliche Beziehung zwischen Eltern und Kind.

Früher wurden heikle Gesprächsthemen am Abend besprochen, heute wird alles ausdiskutiert, und Kinder dürfen mithören, obwohl es Themen gibt, die sie eindeutig überfordern. Oder: Früher kochte die Grossmutter des Enkels Lieblingsessen, nachdem er sich die Hände gewaschen, den Tisch gedeckt hatte und bis zur Beendigung der Mahlzeit sitzen geblieben war. Heute kocht sie es, um ihn bei Laune zu halten.

Sie sagen, in Deutschland seien zwei Drittel der Kinder im Grundschulalter nicht altersgemäss entwickelt.

Vergleicht man das Verhalten von Kindern vor zehn bis fünfzehn Jahren mit demjenigen heute, so sind in vielen Grundschulklassen siebzig Prozent der Kinder auffällig, die meisten weisen keine vergleichbare Grundschulreife auf. Es ist aus meiner heutigen Sicht zu befürchten, dass viele später als Erwachsene nicht in der Lage sein werden, so zu leben wie wir. Also beispielsweise arbeiten zu gehen und selbstverantwortlich leben zu können.



Michael Winterhoff, geboren 1955, ist Kinder- und Jugendpsychiater. Sein erstes Buch «Warum unsere Kinder Tyrannen werden» (Gütersloher Verlagshaus) wurde mit über 400 000 verkauften Exemplaren ein Bestseller.

Raus aus dem Spiessermief

Seit fast vierzig Jahren auf der Mattscheibe, ist er die erfolgreichste deutsche Krimi-Reihe. Der «Tatort» weitete die Kampfzone der Unterhaltung bis ins Innerste der Politik aus. Er ist ein fulminantes Stück Zeitgeschichte. *Von Wolfram Knorr*

Heiliger Strohsack, waren das noch Zeiten! An einer Autobahnraststätte bei Leipzig wurde die Leiche eines Jungen gefunden, mit Schuhen aus der BRD an den Füßen. Der Generalstaatsanwalt der DDR forderte deshalb die Strafverfolgungsbehörden der BRD zur Mithilfe auf. Doch kurz darauf zog er sein Hilfersuchen zurück. Einem ging das mit den Schuhen nicht aus dem Kopf: Hauptkommissar Paul Trimmel aus Hamburg. Auf eigene Faust ermittelte er, fuhr einfach in die DDR, täuschte bei Leipzig eine Panne vor und schnüffelte drüben weiter. Dienstvorschriften? Pfeif drauf. Ein BRD-Beamter *undercover* in der DDR? Na, wenn schon. Und am Ende liess er den Täter laufen! Ein starkes Stück – und reichlich skandalträchtig.

«Taxi nach Leipzig», der erste «Tatort»-Krimi, ausgestrahlt am 29. November 1970 vom NDR, wurde ein spektakulärer Erfolg und

brachte es auf 61 Prozent Einschaltquote. Es war nicht nur Walter Richter als Trimmel, ein Dickschädel mit Stimmbändern aus Sandpapier, grimmigen Augen unter Stacheldraht-Augenbrauen und einer Zigarre zwischen den Lippen, der die TV-Zuschauer als rabiate Autorität in seinen Bann zog, sondern auch die äus-

Dienstvorschriften? Pfeif drauf.
Ein BRD-Beamter *undercover* in die DDR? Na, wenn schon.

serst kühne Ausweitung der Kampfzone in die DDR. Eigentlich ein Revier, das wie ein rohes Ei behandelt und von der Unterhaltungsbranche lieber umgangen wurde. Es war aber die Zeit von Willy Brandt, von 1969 bis 1974 Bundeskanzler, der eine neue Ostpolitik durchsetzte und 1970 die DDR besuchte. Ähnelte

Trimmel nicht damaligen Politgrößen wie Brandt und Leonid Breschnjew, Generalsekretär der KPdSU?

Heute wäre das ein Skandal

Wer glaubt, das Bildermedium, ob Kino oder Fernsehen, sei nur ein belangloser Zeitvertreib und allenfalls ein Gradmesser für den jeweiligen schlechten Geschmack eines Jahrzehnts, der irrt, und zwar gewaltig. Ist das Kino schon ein ideales Einmachglas für das Lebensgefühl einer Epoche, so ist der Fernsehkrimi mit seinen Leitfiguren ein Spiegelbild des jeweiligen Zeitgeistes. Denn im Gegensatz zum Kino ist das Fernsehen durch seinen seriellen Charakter eine Art Chronik laufender Ereignisse, die auch das Fiktionale integriert; besonders wenn es sich verkörpert im Kommissar und in der Kommissarin. Sie sind der Garant zur Aufrechterhaltung bür-



Politisch korrekt: Maria Furtwängler und Mehmet Kurtulus als «Tatort»-Kommissare in «Wem Ehre gebührt», 2007.

gerlicher Solidität, immer im Einsatz gegen den Werteverfall.

Trimmel, der erste «Tatort»-Held, sollte sich in seiner Rauheit und Fahrlässigkeit von Erik Ode, dem ZDF-«Kommissar» und scharfen Konkurrenten, absetzen. Deckte der mit seinen stillen Bürgertugenden ein Milieu ab, das noch die Autorität der Beichtväter anerkannte und nach Adenauers Konzept «Keine Experimente» handelte, signalisierte Trimmel das genaue Gegenteil: raus aus dem Spiessermief, mit dem Mut zum Risiko etwas wagen.

Heute wäre Trimmels unbotmässiges Verhalten ein Skandal. Denn 738 «Tatorte» und 40 Jahre später haben die Empfindlichkeiten von Minderheiten, Zünften, Verbänden, Berufsgruppen gewaltig zugenommen – die politische Korrektheit lässt grüssen. Jedes aktuelle Thema kann schnell zum Fettnäpfchen werden.

Inzest, der keiner ist

Einer der Ersten, die in ein solches traten, war Horst Schimanski (Götz George), der 1981 erstmals in Aktion trat und mit seinen elementaren Scheisswörtern und seinen unkonventionellen Ermittlungsmethoden als Flegel manchem gesetzten Zuschauer widerstrebte. Dabei erschien der fluchende Duisburger Proll in Jeans und Windjacke in der Zeit des Deutschen Herbstes und nur wenige Jahre vor Joschka Fischers Aufstieg zum Minister in Jeans und Turnschuhen im hessischen Landtag. Grösserer Zoff häufte sich erst in jüngster Zeit, etwa mit der Ermittlerin Charlotte Lindholm (Maria Furtwängler) in «Wem Ehre gebührt». Die alevitische Gemeinde, eine Glaubensrichtung des Islam, versuchte, die geplante Ausstrahlung des Films am 23. Dezember 2007 zu verhindern. Vermutlich kannten vor dem «Tatort» nur wenige die Aleviten, die nach der Sendung zu Protesten aufriefen und Strafanzeige wegen «Volksverhetzung» gegen den NDR erstatteten, der den Film zu verantworten hatte. Es ging um einen Inzest, der keiner ist. Die Aleviten fühlten sich trotzdem auf den Schlipps getreten.

Die Beschwerden häuften sich im Jahr 2008. So sah der Landesfischereiverband Baden dringenden Handlungsbedarf. In «Der Kormorankrieg» (6.1.2008) glaubte er seine Mitglieder als «brutale Trottel» verunglimpft. In «Der frühe Abschied» (12.5.2008) schlugen die Wogen hoch, weil eine Babyleiche seziiert wurde, die natürlich nur eine Puppe war. Aber das ausgerechnet an einem Pfingstsonntag! In «Schatten der Angst» (6.4.2008) gingen die Türken auf die Barrikaden und in «Brandmal» (19.10.2008) die Sinti und Roma. Ob der «Tatort» deshalb zum heissen Pflaster geworden ist, kann man bezweifeln, auch wenn das Aufgreifen sozialer Brennpunkte zu seinen Charakteristika gehört, im Gegensatz zur bürgerlichen Vorort-Gemütlichkeit von «Derrick»



Fluchender Flegel: Götz George, um 1985.



Auf eigene Faust: Walter Richter (r.), 1970.



Wüste Hatz: Sieghardt Rupp (l.), 1973.

und Co. Gleichzeitig aber nahmen eben die Empfindlichkeiten von Minderheiten und Verbänden zu.

Begonnen hat der «Tatort» eigentlich als Notlösung nach dem Aus von «Stahlnetz». Aufgrund des enormen Erfolgs des «Kommissars» im ZDF sah die ARD dringenden Handlungsbedarf. Horst Jaedicke, Direktor des damaligen SDR in Stuttgart, wird die Idee zugeschrieben. Um rasch produzieren zu können und die Häufigkeit der Fälle zu garantieren, sollten sich möglichst viele Länderanstalten mit eigenen Produktionen, eigenen Ermittlern und Storys beteiligen – unter dem Dach der ARD und mit dem Logo «Tatort» versehen. Ausgestrahlt werden sollten die Folgen jeden Sonntag. Das Konzept gefiel, war aber trotzdem umstritten: Man vermisste ein einheitliches Profil und sah in den unterschiedlichen Kommissaren eher eine Gefahr für eine Zuschauerbindung. Die Skepsis erwies sich als unbegründet. Im Jahre 1969 gab's den Krimi «Exklusiv!» mit Kommissar Trimmel. Der Dickschädel kam so gut an, dass Trimmel ein Jahr später den Reigen der TV-Ermittler eröffnete («Taxi nach Leipzig»). Im Nachhinein wurde «Exklusiv!» als neunter «Tatort» noch mal gesendet.

Frauen in der Männerdomäne

Der rasche Erfolg war wohl auch dem neuartigen Vorspann geschuldet, der bis heute nicht geändert wurde: Ein Augenpaar wird von einem Fadenkreuz eingekreist, und danach hetzt ein Kerl davon, von dem man nur die Beine sieht, musikalisch hochgejazzt von Klaus Doldinger. Das versprach einen furiosen Einstieg, auch wenn viele Fälle nicht immer hielten, was der Vorspann vorgaukelte.

Nur wenige Jahre nach dem «Tatort»-Start hatte der WDR die verwegene Idee, den rabiaten amerikanischen Action-Regisseur Samuel Fuller («Shock Corridor») für einen «Tatort» zu engagieren. «Tote Taube in der Beethovenstrasse», eine wüste Hatz, blieb vielen unverständlich. Heute gilt der Film, der in den USA in den Kinos lief, als stilistisch wegweisend. Ermittler war Zollfahnder Kressin (Sieghardt Rupp), von 1971 bis 1973 aktiv und eine Art Vorläufer von Götz George: ein sexy Flower-Power-Pop-Schnüffler mit drahtig gegeltem Haar und blauen Metallaugen. Ein Ladykiller, der sich um sozialliberalen Tüftelkram nicht scherte. Das übernahm Kommissar Finke (Klaus Schwarzkopf), der sich von 1971 bis 1978 mit adrett gescheitelter Frisur und Rollkragenpulli im Helmut-Schmidt-Land sozialpädagogisch um die Gestrauchelten kümmerte.

1978 musste die Männerdomäne «Tatort» den Frauen geöffnet werden, in einer Zeit, als weibliche Prominente die Kampagne «Wir haben abgetrieben!» lancierten und Alice Schwarzer das Buch «Der kleine Unterschied und

Deltenres Liebling

Dreht das Schweizer Fernsehen bald wieder einen eigenen «Tatort»? Wer würde der Kommissar? *Von Philipp Gut*

Die Frage wird hinter den Kulissen heiss diskutiert: Soll das Schweizer Fernsehen (SF) wieder beim «Tatort» von ARD und ORF einsteigen? Die Anzeichen verdichten sich, dass es bald so weit sein könnte.

1990 lief der erste Schweizer «Tatort», nach einer Dekade kam bereits wieder das Aus. Der damalige Fernsehdirektor Peter Schellenberg liess die Koproduktion des Sonntagabendkrimis auslaufen und gab auf dem attraktiven Sendeplatz dem «Schweizer Film» prominenten Raum. Der Schweizer Dialektfilm, so das Kalkül, sei ein Alleinstellungsmerkmal, das es zu nutzen gelte.

Nun plant Schellenbergs Nachfolgerin Ingrid Deltenre, ein «Fan» des «Tatorts», wie es am Leutschenbach heisst, den Wiedereinstieg. Eine offizielle Bestätigung steht zwar noch aus. «Wir prüfen verschiedene Optionen für den Sonntagabend», sagt SF-Mediensprecher David Affentranger. «Eine davon ist der «Tatort».

Verhandlungen mit der ARD

Recherchen zeigen, dass das Schweizer Fernsehen Verhandlungen mit dem Koproduktionspartner ARD führt. «Es sieht relativ gut aus», sagt ein SF-Insider. Falls es wirklich so weit kommt, ergäbe sich eine Art gleitender Übergang. Denn bereits jetzt arbeitet SF mit dem ARD-Regi-



«Tatort»-Fan: SF-Direktorin Deltenre.

onalsender Südwestrundfunk (SWR) zusammen. Bloss laufen dieselben Filme in Deutschland und in der Schweiz unter zwei verschiedenen Labels. Die gemeinsam produzierte «Tatort»-Folge «Seenot» wurde dem einheimischen Publikum in der Reihe «SF Schweizer Film» als Dialektfassung gezeigt. Der auf diese Weise getarnte und helvetisch eingemeindete «Tatort» erreichte – abgesehen von solchen Erfolgsfilmen wie «Die Herbstzeitlosen», die vorher im Kino liefen – die beste Quote aller je auf diesem Sendeplatz gezeigten Filme (mit 36,1 Prozent Marktanteil).

Stefan Gubser in der Pole-Position

Mit von der Partie war in «Seenot», neben Kommissarin Eva Mattes, der Schweizer Schauspieler Stefan Gubser (er spielte den Chef der Thurgauer Seepolizei). Das Duo wird Anfang 2010 zu einem weiteren Auftritt kommen. Unter dem Titel «Der Polizistinnenmörder» wird, aus Schweizer Sicht, der jüngste Camouflage-«Tatort» zu sehen sein.

Gubser verdanke die Aufträge, so berichten Insider, seinem «guten Draht» zu Fernsehdirektorin Deltenre. Offenbar setzte Deltenre die Koproduktion mit dem SWR gegen den Widerstand des damaligen SF-Kulturchefs Adrian Marthaler und der ehemaligen Leiterin der Filmredaktion, Madeleine Hirsiger, durch. Die Einschaltquote von «Seenot», muss man sagen, gab ihr recht.

Die «Achse Deltenre/Gubser» könnte, falls die Schweizer wirklich wieder offiziell beim «Tatort» einsteigen, erneut zum Tragen kommen. In der Branche ist davon die Rede, dass der Schauspieler mit seiner Produktionsfirma Tellfilm womöglich den Auftrag für den ersten richtigen Schweizer «Tatort» nach einem Jahrzehnt Unterbruch bekommt.

Das wäre nicht ganz ohne Ironie. In einem Werbespot, den Tellfilm für die Kantonspolizei Zürich drehte, sagt ein Ex-«Tatort»-Kommissar auf die Frage, was er anders machen würde, wenn er nochmals jung wäre: «Zum Beispiel würde ich nicht mehr zum Fernsehen gehen und Polizist spielen.»

Stefan Gubser dürfte sich, aller Voraussicht nach, nicht an den Ratschlag halten.



Erste Kommissarin: Nicole Heesters, 1977.

seine grossen Folgen» veröffentlichte. An den Frauen konnte man nicht mehr vorbei, und Nicole Heesters durfte 1978 als erste Kommissarin (Frau Buchmüller) die Frauenriege anführen. Sie ermittelte allerdings nur in drei Fällen und war nicht sonderlich begeistert. Für die Drehbuchautoren wurde die Arbeit dadurch nicht leichter; es mussten immer neue individuelle Marotten ausgeheckt werden, damit sich die «Tatort»-Männer und -Frauen ins Gedächtnis des Zuschauers krallten.

Schweizer Ermittler begeht Selbstmord

Dabei kam es auch zu eher kuriosen Kreationen wie Bügelfalten-Fatzke Heinz Drache, der in drei Folgen als Kommissar Bülow so tat, als habe er die Edgar-Wallace-Kulissen nie verlas-

Manchem Darsteller diente der Erfolgskrimi als Sprungbrett für eine internationale Karriere.

sen und sein Rollenprofil zwischen Elisabeth Flickenschildt und Klaus Kinski auch nicht.

Ein anderes Kuriosum war das austriakische Knödel-Urgestein Fritz Eckhardt, der nicht nur den Kommissar Marek spielte, sondern die Folgen auch schrieb, meist bizarre Büroklammotten um einen Patriarchen. Immerhin brachte er es zwischen 1971 und 1987 auf zwölf Fälle, produziert vom ORF.

1990 stiess auch das Schweizer Fernsehen zum «Tatort», brachte es auf zwölf Filme mit drei Ermittlerfiguren. Einsamer Höhepunkt der helvetischen «Tatort»-Karriere war der Irrsinns-Einfall, Mathias Gnädinger, Ermittler mit der höchsten Mattscheiben-Präsenz, schon im ersten Beitrag, «Howalds Fall», Selbstmord



Verbotene Liebe: Nastassja Kinski und Christian Quadflieg im «Tatort» «Reifezeugnis», 1977.

begehen zu lassen! Eine Figur, die gerade erst eingeführt wurde. Dämlicher ging's nimmer.

2001 war es mit der Zusammenarbeit von ARD und SF schon wieder vorbei. Nach offizieller Lesart wollte sich SF wieder Eigenproduktionen widmen, doch es hiess auch, die Drehbücher hätten nicht den geforderten Qualitätsstandards entsprochen. Derzeit wird spekuliert, ob die Schweiz nicht wieder an den «Tatort» zurückkehre (s. Kasten).

Was den Schweizer «Tatorten» zu wenig überzeugend gelang, war eine soziale Verortung regionaler Besonderheiten – genau jene Eigenschaft, die die Krimireihe von anderen unterscheidet. Die Kollisionen unterschiedlichster Milieus gehören fast zu den Voraussetzungen eines guten «Tatorts». Wenn das auch eher selten optimal gelang, das politische Klima war immer präsent, auch dank der Ermittlerfiguren.

Mit Kriminaloberkommissar Heinz Haferkamp (Hansjörg Felmy), von 1974 bis 1980 tätig, wuchs aus dem Ruhrgebiet eine klassische Figur für die Ära Helmut Kohl heran. Ein Mann alter Schule, bürgerliche Manieren, Anzug von der Stange, Frisur so akkurat wie eine Betonpiste. Frauenemanzipation ignorierte er, aber jeder Frau hielt er die Tür auf.

Haferkamp war dafür der Erste, der Einblick in sein Privatleben gestattete. Geschieden, kam er trotzdem von seiner Frau nicht los. Haferkamp war ein deutsches Auslaufmodell. Am Horizont wetterleuchtete die rot-grüne Ära mit den Smarties Gerhard Schröder und Joschka Fischer. Der Marsch nach oben war ihnen so geläufig wie mehrfache Scheidungen.

Und auf einmal zeigten die Kommissare und Kommissarinnen liederliche Verhältnisse, hatten missratene Kinder und penetrante Ex-

Männer oder -Frauen im Genick. Oder sie waren gar, wie Ulrike Folkerts als Lena Odenthal, die seit 1989 in Ludwigshafen ermittelt, ohne Beziehung. Mit Kollege Mario Kopper (Andreas Hoppe) bildet sie lediglich eine Wohngemeinschaft.

Arbeitstier aus der Proll-Klasse

Das wahrhaft perfekte Buddy-Duo der Schröder-Ära aber ist Rechtsmediziner Professor Boerne (Jan Josef Liefers) und Hauptkommissar Frank Thiel (Axel Prahl) aus Münster. Sie sind nur deshalb beruflich verbandelt, weil Thiel Mieter im Haus Boernes ist. Erdacht und erfunden von Wolfgang Panzer, verkörpert Boerne einen Münsteraner Grossbürger-Filius mit Turbo-Porsche und Turbo-Mundwerk, während Thiel, Spross eines Taxifahrers, das Arbeitstier aus der Proll-Klasse verkörpert. Dass es zwischen beiden funkt, liegt an den Nörgelfallen, die überall bereitliegen und in die Boerne und Thiel gierig labernd hineintreten. Das Münsteraner Duo ist auffällig vom «Schröder-Virus» infiziert. Prahl, ein Sozi mit Bodenhaftung, und Liefers, ein flotter Akademiker-Filou, Spiegelbild bundesrepublikanischer Skepsis und Leichtfertigkeit zugleich.

Inzwischen wuseln 27 Ermittler und Ermittlerinnen durchs Land. Fast müsste man meinen, die träten sich dabei auf die Füsse. Passiert aber nicht, die urbanen Reviere, in denen sie auf die Pirsch gehen, bleiben sauber getrennt: Ob Kiel, Hamburg, Bremen, Hannover, Berlin, Münster, Leipzig, Köln, Frankfurt, Ludwigshafen, Saarbrücken, Stuttgart, Konstanz, München oder Wien, schon die Sender sorgen aus Landeshoheitsgrenzen- und Einschaltquoten-Denken dafür, dass man sich nicht ins Gehege kommt.

Die Gluckenmentalität der Redaktionen führt allerdings auch zu Auswüchsen, wie im NDR geschehen. Die dortige Leiterin der TV-Filmabteilung Doris J. Heinze, der «Tatort» und «Polizeiruf 110» unterstanden, trieb die Vetternwirtschaft auf die Spitze. Sie liess angeblich anonym geschriebene Drehbücher verfilmen – in Wahrheit verfasst von ihr selber und ihrem Ehemann.

Am Horizont wetterleuchtete schon die rot-grüne Ära mit den Smarties Schröder und Fischer.

Da kommt es gerade recht, dass einige Sender eine «Verjüngung» des «Tatorts» anstreben, mit neuen Ermittlern wie Ulrich Tukur («John Rabe»). Doch alle Skandale und Querelen und auch die schwankende Qualität der Beiträge haben der Attraktivität des «Tatorts» bis heute nicht geschadet. Manchem Darsteller, mancher Darstellerin, manchem Regisseur und Autor diente der langlebige Erfolgskrimi gar als Sprungbrett für eine internationale Karriere. Bis heute gilt «Reifezeugnis» (1977) als einer der besten «Tatort»-Filme. Die düstere Story um eine verbotene Liebe machte Nastassja Kinski in der Rolle einer sechzehnjährigen Schülerin weltberühmt – ebenso wie Regisseur Wolfgang Petersen («Troja»). ○

suche.ch[®]
Das Schweizer Internet-Portal
jetzt noch besser!
einfacher - schneller - genauer

schon besucht?

- kredite.ch
- hypotheken.ch
- wohnungen.ch
- architekt.ch
- sicherheit.ch
- renovationen.ch
- solaranlagen.ch
- wetterbericht.ch**

Darth Vader lächelt

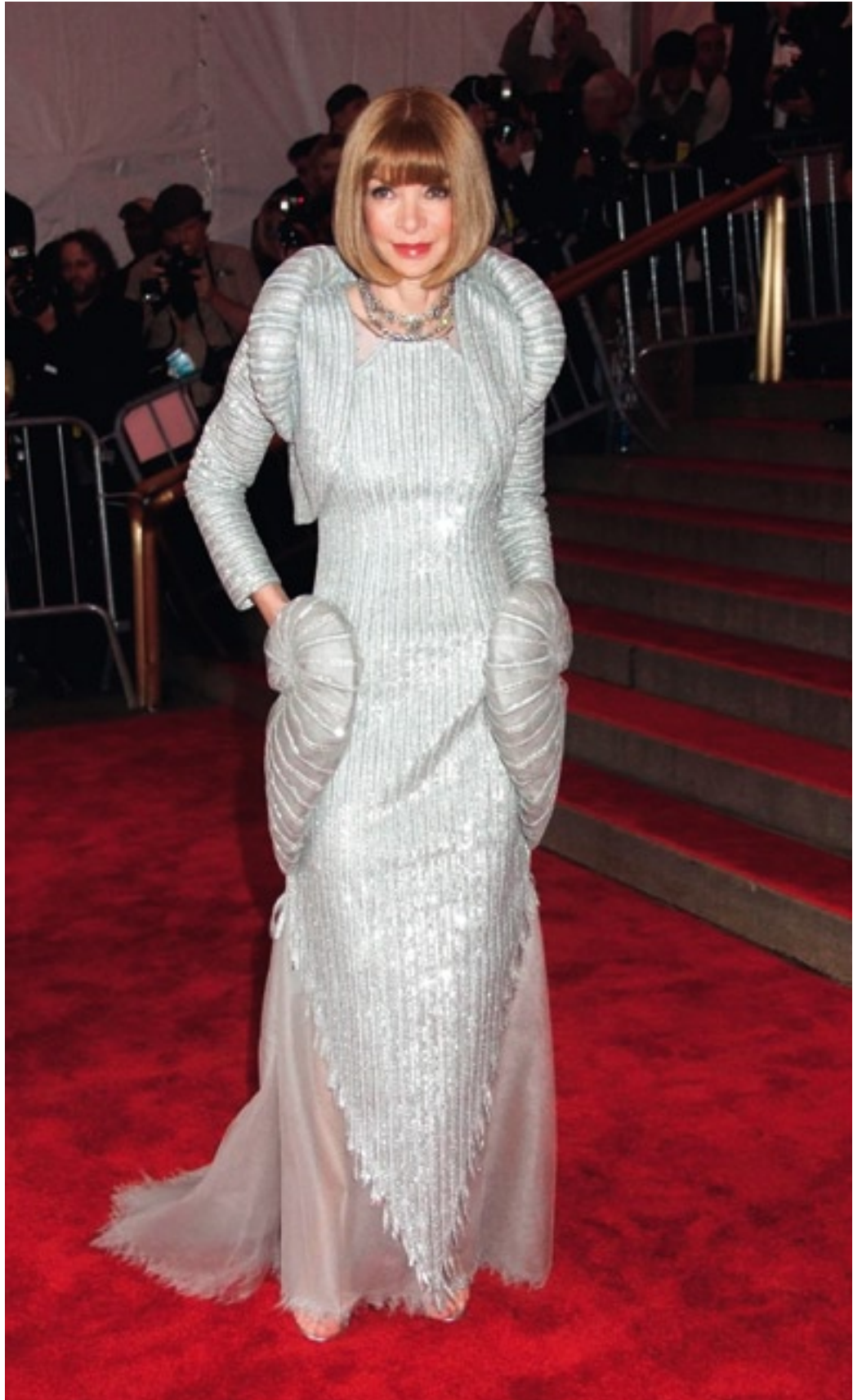
Der Name Anna Wintour ist auch Mode-Laien geläufig, seit «The Devil Wears Prada» als Buch und Film ein Welterfolg wurde. Jetzt versucht die angesehenste Tyrannin der Mode-Industrie eine Image-Korrektur. Glücklicherweise umsonst. *Von Beatrice Schlag*

Wer sich für Anna Wintours Spitznamen interessiert, ahnt, dass die Frau gut sein muss: Domina, Darth Vader im Rock, Sonnenkönigin, Nuklear-Wintour sind nur einige. Solche Attribute sind hart verdient in einer Branche, die bis vor kurzem Jahresumsätze um 300 Milliarden Dollar schrieb, von denen nicht wenige dem untrüglichen Instinkt für Begabung des berockten Darth Vader zu verdanken sind. Denn Anna Wintour ist seit 21 Jahren nicht nur Chefredaktorin der amerikanischen *Vogue*, die bis vor kurzem mit Spitzenauflagen von 13 Millionen glänzte. Sie war gleichzeitig Förderin und Unterstützerin von talentierten Nachwuchsdesignern, die weder das Geld noch die Beziehungen hatten, Kollektionen zu finanzieren. Ohne Hilfe der meist sonnenbebrillten Britin mit dem reglosen Gesicht wären Namen wie John Galliano, Marc Jacobs, Michael Kors oder das Label Proenza Schouler von Lazaro Hernandez und Jack McCollough vermutlich niemandem geläufig. Die Sonnenkönigin war immer auch Königsmacherin.

Der Thron wackelt

Seit einem Jahr allerdings ist der Glamour der bisher modisch Unfehlbaren, von der die *New York Times* schrieb, sie richte sich nicht nach dem Wind, sondern sie sei der Wind, deutlich matter geworden. Mit der Wirtschaftskrise sackten nicht nur die Verkäufe überteuerter Designerkleider ab. Auch Wintours *Vogue*, monatliche Bibel aller *Mode-fashionistas*, verlor massiv Geld. Die US-Ausgabe verzeichnete für September im Vergleich zum Vorjahr einen Inseraterückgang von 36 Prozent. Fast gleichzeitig wurde bekannt, dass die amerikanische *Elle*, seit ihrem Bestehen ewige Zweite unter den Modezeitschriften, in den letzten sechs Monaten erstmals mehr Anzeigen verkauft hatte als die scheinbar konkurrenzlose *Vogue*.

Das konnte nur eines bedeuten: Anna Wintours Thron wackelte. Die Zahlen waren noch nicht draussen, als die Gerüchte losgingen. Wer würde die bald Sechzigjährige mit dem geschätzten Jahreseinkommen von zwei Millionen Dollar ersetzen? Carine Roitfeld, Chefin der französischen *Vogue* und einstige Muse von Tom Ford, die auf Bildern so attraktiv und gutgelaunt aussieht, als mache ihr Job nicht nur vergnügt, sondern auch sexy? Oder die ehemalige Sprachwissenschaftlerin Aliona Doletskaya, die seit zehn Jahren mit aussergewöhnlichem Erfolg die russische Ausgabe von *Vogue* betreut? Beide sind jünger als Wintour,



Sonnenkönigin und Königsmacherin: *Vogue*-Chefin Wintour.

ihre Vorstellungen von Mode frecher und turbulenten. Beide dementierten energisch jeden Verdacht, sie würden Wintour in absehbarer Zeit ersetzen. Was nichts heisst und trotzdem glaubhaft schien. Bei der US-*Vogue* darf Mode nicht nur schrill und unterhaltend aussehen, sie muss auch tragbar sein. Den Leserinnen in Frankreich und Russland wird deutlich mehr modischer Sinn für Frivolität und Dekadenz zugetraut.

Sicher ist, dass Anna Wintour frühzeitig witterte, dass der Zeitpunkt gekommen war, ihre bisher unangefochtene Stellung zu untermauern. Es ging nicht so sehr darum, ihr Image als erbarmungslose Mode-Ikone, die Mitarbeiter reihenweise feuert und sich auf der Tribüne nicht einmal bei fulminanten Ballwechselln ihres Freundes Roger Federer ein Lächeln abringen kann, zu korrigieren. Man korrigiert einen Mythos nicht. Es ging darum, *Vogue* in der Öffentlichkeit untrennbar mit ihrer Person zu verknüpfen.

Schon ein Jahr vor der Wirtschaftskrise hatte die Chefredaktorin, die jahrelang kaum für Interviews zu haben war, dem renommierten Dokumentarfilmer R.J. Cutler die Erlaubnis gegeben, den Arbeitsalltag bei *Vogue* mit der Kamera zu verfolgen. Wintour erteilte ihm unbegrenzten Zugang in die Redaktion und liess ihm nach seinen Aussagen völlig freie Hand bei Auswahl und Schnitt seines Materials.

Der Film «The September Issue», aufgenommen im vorletzten Jahr während der Vorbereitungen zum jeweils wichtigsten und gewichtigsten Heft des Jahres – erstmals werden darin die Frühjahrskollektionen vorgestellt –, mutet im Nachhinein wie eine Reminiszenz an vergangene Zeiten an. Die September-Ausgabe 2007 war mit 840 Seiten – 727 davon mit Anzeigen gefüllt – die dickste Nummer in der Geschichte von *Vogue*. Sie wog fast fünf Pfund. Die diesjährige September-Nummer hat fast 300 Seiten weniger.

Kalt wie eine Gerichtsmedizinerin

Cutlers Film zeigt eine Anna Wintour, die sich wie eine Gerichtsmedizinerin über jede einzelne Seite beugt und Details studiert, als seien es Laborwerte. «Zu viel Zähne, zu viel Plomben, widerspenstige Haare», sagt sie zum Titelbild von Sienna Miller, das Starfotograf Mario Testino aufgenommen und vorgeschlagen hat. Das Titelbild bleibt, Zähne und unbändige Härchen werden für teures Geld auf dem Foto nachgebessert. Andere Aufnahmen, darunter eine, deren Produktion 50 000 Dollar kostete, kippt sie, ohne auch nur die Stimme zu heben oder etwas zu erklären. Sie gibt sich keine Mühe, Anteilnahme oder Verständnis zu zeigen. Das tun andere CEOs auch nicht. Aber wenige Branchen sind so exaltiert und theatralisch wie die Modeindustrie. Dort wirkt gerichtsmedizinische Kälte in der Chefetage wie ein artfremder Defekt.



«Sie genießt es, unnahbar zu sein»: Wintour (Mitte) mit Grace Coddington (l.) und Tochter Bee.

Anna Wintour hat ein anderes Bild von sich. Nichts an ihren Auftritten ist spontan. «Das ist alles», sagt Meryl Streep als Anna Wintour in «The Devil Wears Prada», um eine Unterhaltung zu beenden. Wintour selber sagt in «The September Issue» beim Betrachten von Fotos: «Ist das alles? Gibt's nicht mehr? Dies ist *Vogue*, o.k.? Bitte Niveau anheben.»

Kreativdirektorin Grace Coddington, die von Wintour als Genie bezeichnet wird und seit zwanzig Jahren bei *Vogue* mit ihr zusammenarbeitet, ist praktisch die einzige Person, die mit der Chefin zu streiten wagt. Coddington ist warmherzig und temperamentvoll,

witzig, schlampig angezogen, achtlos gekämmt und kaum geschminkt – das pure Gegenteil ihrer bis zur Langeweile durchgestylten Chefin. «Wir haben echten Respekt voneinander», sagt Coddington, «obwohl ich sie manchmal umbringen könnte. Allein ihr Büro ist einschüchternd. Man muss etwa eineinhalb Kilometer gehen, bis man da ist. Und ich bin sicher, das ist Absicht. Sie genießt es, unnahbar zu sein.»

Was Cutlers Film nicht erklären kann oder will, sind Anna Wintours eigene Kriterien für ihre modischen Entscheidungen. «Der Film gibt zu verstehen, dass Wintours Genialität ihr



Erbarmungslose Mode-Ikone: in der «Late-Show» von David Letterman.

rückhaltloses Vertrauen in ihren eigenen Geschmack ist», schreibt *The Daily Beast*. «Ihre Mitarbeiter legen ihr das Ergebnis monatelanger Arbeiten vor, und sie verwirft sie mit einer Handbewegung oder einem Stirnrunzeln. Aber was ihren Modeinstinkt prägt, ist nicht zu erfahren.» Wintour sagt lediglich: «Leute reagieren gut auf jemanden, der weiss, was er will. Das habe ich von meinem Vater gelernt.» Vater Charles Wintour, Spitzname «Chilly Charles», der kühle Charles, gehörte als Chefredaktor des *Evening Standard* und später als Gründer des *Sunday Express Magazine* zur Elite des britischen Journalismus. Es gab kaum einen Reporter, der sich nicht vor ihm fürchtete. «Aber sehen Sie, was er geschaffen hat: eine grosse Zeitung», sagt seine Tochter.

Bizarre Unterhaltung bei Letterman

Es ist eine der seltenen privaten Bemerkungen, die Anna Wintour ausserhalb der Redaktion über ihre Arbeit gab. Seit das ehemals prominente Londoner und New Yorker Partygirl mit den vielen Affären – darunter soll eine mit Bob Marley gewesen sein – *Vogue*-Chefin ist, hält sie ihr Privatleben unter Verschluss. Partys verlässt sie nach spätestens zwanzig Minuten, wenn sie sie nicht selber organisiert. Seit der Scheidung vom Kinderpsychiater David Shaffer 1999, mit dem sie zwei Kinder hat, ist sie mit dem Financier Shelby Bryan liiert. «Sie lä-

chelt seither und wurde sogar lachend gesehen», berichtete der britische *Observer*.

Das können Millionen von Zuschauern bestätigen, die Ende August auf CBS das Gespräch zwischen dem «Late Show»-Gastgeber David Letterman und Anna Wintour ver-

Vielleicht ist sie als Chefin nicht rezessionstauglich, aber Nettigkeit ist nicht ihr Geschäft.

folgten. Es war eine bizarre Unterhaltung. Wintour, schmal, elegant und fast unerträglich angespannt, trat mit der üblichen Sonnenbrille auf, die sie jedoch abnahm, noch bevor sie sich mit kerzengeradem Rückgrat und gefalteten Händen auf die äusserste Kante des grossen Fauteuils setzte, den Letterman ihr anbot. Da Wintour ihre dunkle Brille auch in geschlossenen Räumen selten abnimmt, war die Geste ein eindeutiges und bewusst inszeniertes Signal für Zugänglichkeit. Die *Vogue*-Chefin wollte sich nicht entrückt zeigen. Aber der Willensakt ging schief, das Lächeln war und blieb so verkrampft, dass man beim Zusehen Kieferschmerzen bekam. Letterman versteht nichts von Mode und schert sich nicht darum. Mit solchen Leuten pflegt sie nicht zu reden. Und dann fragte er sie auch noch mit

frohem Grinsen, ob sie schon einmal jemanden in den Schwitzkasten genommen habe. «Sie vielleicht», sagte sie mit angestrengter Launigkeit. Als er sie fragte, warum ihr dieser Teufelsruf vorauseile, verschwand das Lächeln: «Ich bin sehr entscheidungsfreudig. Und leider kriegen die Leute nicht immer die Antworten, auf die sie gehofft hatten. Ich hab nicht dieses Frauenliebsein-Gehabe.»

Als Letterman wissen wollte, wie Durchschnittsverdienerinnen es anstellen sollen, modisch zu bleiben, deren monatliches Kleiderbudget auf zwanzig Dollar geschrumpft ist, sagte Wintour ohne Zögern: «Dann kann man einen Lippenstift kaufen.» Der *Guardian* nannte es den «Marie-Antoinette-Moment». Die Zuschauer atmeten auf. Die Krise hatte Wintour nicht demokratisiert. Vielleicht ist sie als Chefin nicht rezessionstauglich, aber Nettigkeit ist nicht ihr Geschäft. Auf die Frage, ob sie schweigend gehen werde, wenn der Moment ihrer Entlassung komme, sah sie ihr Gegenüber mit kühlen Augen und leicht hochgezogenen Mundwinkeln an, die für einmal wirklich wie ein winziges Lächeln aussahen: «Aber sicher. Absolut schweigend.»

R. J. Cutler: The September Issue. Anna Wintour and the Making of Vogue. 2009. Dokumentarfilm, auf DVD erhältlich.

MARINIERTER ANANAS MIT JOGHURT UND SCHOKOSTRUEDEL

FÜR 2 PERSONEN

1 Ananas*, 1 Passionsfrucht, 10 g Ingwer, 150 g Joghurt, 150 g Crème Fraîche, 55 g Puderzucker, Saft von 2 Limetten, 6 Blatt Gelatine, 150 g Rahm, Strudelteig, 1 Tafel Schokolade* (Crémant)

MARINIERTER ANANAS:

¾ der Ananas schälen und in hauchdünne Scheiben schneiden, die restliche Ananas entsaften und mit etwas Passionsfrucht, frischer Minze und etwas Ingwer ziehen lassen. In ein Kännchen sieben und danach vor dem Gast auf die Ananas giessen.

JOGHURTMOUSSE:

Joghurt, Crème Fraîche und Puderzucker miteinander verrühren. 6 Blatt Gelatine in kaltem Wasser weich werden lassen, in dem leicht angewärmten Limettensaft auflösen und in die obigen Zutaten einrühren.

Rahm zu Schlagrahm rühren – unterrühren, die ganze Masse in eine beliebige Form giessen und für 2 Std. kühl stellen. In Würfel schneiden und anrichten.

SCHOKOSTRUEDEL:

Strudelteig ausrollen, mit etwas geschmolzener Butter bepinseln, mit geraspelter Schokolade bestreuen und zu einer Rolle einschlagen. Im Ofen bei 160 Grad backen.

Anrichten und servieren.

* mit dem Fairtrade Max Havelaar Gütesiegel

Kochidee von Starkoch Andreas Caminada

Heute koche
ich fair!



Mehr Rezepte und grosser Wettbewerb auf: www.maxhavelaar.ch

Grounding der Heuschrecken

Der Grasshopper Club Zürich steckt in der Krise, über einen Selbstabstieg in die 1. Liga wird laut nachgedacht. Der einstige Nobelklub hat keine Spielheimat mehr. *Von Peter Hartmann*



Akute Bedürftigkeit: GC-Spieler Alain Schulz in einem Spiel gegen Xamax Neuenburg.

Ein unausrottbares Klischee, das auf einem Missverständnis beruht: Der Grasshopper Club ist ein polysportiver Traditionsklub (wie Real Madrid). Aber die alten Industrie- und Handelsfamilien, die Schoeller-Albers, die Kellers, haben mit Fussball nichts mehr zu tun. Die Grasshoppers haben keine Spielheimat mehr, der Hardturm ist ein Trümmerfeld. Das für die EM 2008 geplante Kommerz-Stadionraumschiff wird endgültig nicht hier landen, die Ersatz- und Vernunftidee einer gemeinsamen Fussballarena der Stadtrivalen GC und FCZ für 20 000 Zuschauer wird gefährdet durch ein nicht auszuschliessendes finanzielles Grounding der Heuschrecken.

Der Klub hängt am Schlauch des Gartenbauunternehmers Heinz Spross, der die Defizite ausgleicht und Ende Saison den Hahn zudrehen will. Der Grad der akuten Bedürftigkeit kann auf etwa 10 Millionen Franken veranschlagt werden. Der Donnerstag-Club schießt eine runde Million zu. Die Legende von GC als «Nobelklub» fusst auch auf dieser seit 50 Jahren existierenden geheimbündlerisch angehauchten Gönnervereinigung, doch die ist, trotz eines fortwährenden Eigendünkels, kein gesellschaftlicher Elitezirkel mehr (und war es eigentlich gar nie). Zünfte, Golfklubs und Rotary-Clubs sind die gesellschaftlichen Kontaktbörsen, die zählen. Auch das Bauernopfer des Abgangs von Manager Erich Vogel nach

der Posse um einen angeblichen Millioninvestor hat keine neuen Geldquellen erschlossen. Geld allein ist kein Erfolgsmittel: Als auf GC um die Jahrtausendwende das Manna der Wirtschaftskapitäne Rainer E. Gut und Fritz Gerber und des Immobilienkaufmanns (und Hardturm-Besitzers) Uli Albers regnete, die zwischen 70 und 100 Millionen Franken aufwarfen, scheiterte die Mannschaft am Einzug in die Champions League.

Blühendes Geschäft und gigantische Blase

Der Headhunter Björn Johansson hat versucht, ein neues Biotop von jung-dynamischen Sympathisanten zu schaffen, den Griffith-Club. Doch das sind Aufsteiger, die ans Geldverdienen und an die Karriereförderung denken, nicht ans Spendieren; ihre Jahreskollekte für den Klub soll kaum 200 000 Franken erreichen. Johanssons Schwiegersohn Dany Bahar, 38, kurzzeitiger Kronprinz im Imperium des Red-Bull-Erfinders Dietrich Mateschitz, ist der Copain und Berater des Denner-Erben Philippe Gaydoul, 37, der Interesse an der Rettung der Grasshoppers zeigte und erklärte, die Verhandlungen seien «an weichen Faktoren» gescheitert. Aber Gaydoul kann warten.

Und wenn das gar nicht so Undenkbare eintreten wird, dass der ruhmreichste Schweizer Fussballklub den Selbstabstieg in die Amateurklasse vollziehen muss, wie der Präsident

Roger Berbig, ein vielbeschäftigter Chirurg und ehemaliger GC-Torwächter, vergangene Woche als Überlebensszenario in der NZZ ins Auge fasste?

Es muss nicht immer so enden wie 2002 mit dem FC Lugano, als der Präsident Helios Jermini als Ultima Ratio mit seinem Wagen und Millionenschulden im Luganersee versank, nachdem er jahrelang die Kundenkonten seiner Bank geplündert hatte und trotzdem den Konkurs seines Lieblingsspielzeugs nicht hatte abwenden können. Oder wie bei Servette, dem 17-fachen Meister und Flaggschiff der welschen Spielkultur, der vom windigen französischen Financier Marc Roger im Jahre 2004 in die Pleite geritten wurde. Die, wie man weiss, nicht zimperliche Genfer Justiz schnappte den Totengräber per internationalen Haftbefehl und hielt ihn nicht weniger als 22 Monate in Untersuchungsarrest.

Italiens einst «schönste Liga der Welt» war nach der Jahrtausendwende faktisch bankrott. Traditionsklubs wie Napoli, Fiorentina, Parma und Torino kollabierten und auferstanden postwendend ohne Altlasten, die andern retteten sich durch ein Steuerdekret der Regierung Berlusconi. Die verschwenderischen Mäzene erkennen die Signale: Berlusconi als Milan-Eigentümer verkaufte Superstar Kakà nach Madrid, der Inter-Vorsitzende Moratti versilberte die Primadonna Ibrahimovic. Top-Fussball in Europa ist zwar am Umsatz gemessen ein blühendes Geschäft, die Schulden der grossen Klubs summieren sich jedoch zu einer abenteuerlichen Blase. Ein einziger Riese geht auf gesunden Füßen: Der Champions League-Sieger FC Barcelona mit seinem altväterischen Geschäftsmodell als gemeinnütziger (und demokratischer) Verein mit 162 000 Mitgliedern, der faktisch von einer Übernahme geschützt bleibt.

Der Zwang, der Beste sein zu müssen, wenigstens im eigenen Lande, ist das unerbittliche Gesetz der Branche. Die Grasshoppers belegen es mit 27 Meistertiteln und 19 Cupsiegen. Der Grasshopper Club, gegründet 1886 vom Studenten Tom E. Griffith und begleitet von der Herablassung der Lokalzeitungen, die über die sinnlose Freizeitbeschäftigung mit einem schmutzigen Lederball moralisierten. GC trat, nach vier gewonnenen Meistertiteln, vor genau hundert Jahren aus dem Verband aus, weil er über kein Spielterrain mehr verfügte – eine historische Parallele zur heutigen Zürcher Stadionmisere. Erst 1916 kehrte er, nach stattgegebenem Bittschreiben, direkt in die damalige Serie A zurück. ○

Sie landeten im Morgengrauen

Vor 250 Jahren besiegten die Engländer die Franzosen in der Schlacht von Québec. Die Folgen waren welthistorisch: Hätte Frankreich damals Amerika nicht verloren, wären die USA vielleicht nie entstanden. Von Jürg Stüssi-Lauterburg

Vor den Wällen einer Stadt, die in Europa kaum jemand kannte, weil sie so weit weg lag, kam es vor 250 Jahren zu einer Schlacht, die die Welt verändern sollte. Niemand hätte dies damals voraussehen können. Am 13. September 1759 überquerte der englische General James Wolfe mit seinen Truppen den St.-Lorenz-Strom in Kanada und erklimmte die Hochebene der Plaines d'Abraham, wo die französische Kolonie Québec lag. Kaum hatten die Franzosen die Engländer gesichtet, griffen sie an. Ihr Befehlshaber, Louis-Joseph de Montcalm, wollte die Briten schlagen, bevor diese durch Verstärkungen unüberwindlich stark werden konnten.

David gegen Goliath

Es kam zur Begegnung von 4400 Engländern mit 4500 Franzosen vor den Toren von Québec. Montcalm wurde besiegt und auf den Tod verwundet. Auch Wolfe verlor das Leben, aber er gewann die Schlacht. Die Folgen waren weitreichend: Die Franzosen, die in Nordamerika riesige Besitzungen aufgebaut hatten, verloren Kanada. Ihr so hoffnungsvolles Kolonialreich in der Neuen Welt war für immer dahin. Mehr verloren am Ende aber die Sieger: Weil die englischen Kolonisten an der Ostküste Amerikas sich nun nicht mehr vor Frankreich zu fürchten brauchten, nahmen Bedeutung und Reiz des Mutterlandes ab. Auf den militärischen Schutz, den nur das Mutterland bieten konnte, waren sie nicht mehr angewiesen – Neuengland sah bald einen Weg, sich von Alt-England zu befreien. So wurden am 13. September 1759 die Fundamente der beiden nordamerikanischen Staaten gelegt: der Vereinigten Staaten und Kanadas. Die Welt war eine andere geworden.

Dieser fulminante Start in die Moderne im Zeichen der englischen Sprache und Kultur war einige Jahre zuvor kaum zu erwarten gewesen, ganz im Gegenteil. Die dreizehn britischen Kolonien – Georgia, South Carolina, North Carolina, Virginia, Maryland, Delaware, Pennsylvania, New Jersey, New York, Connecticut, Rhode Island, New Hampshire, Massachusetts – klebten an der Atlantikküste, während im Innern des Kontinents vom befestigten Québec bis nach Nouvelle-Orléans eine durchgehende französische Besitzung den Weg nach Westen versperrte. Der Erzfeind sicherte die Loyalität der durchaus freiheitsliebenden, aber auf die militärische Durchsetzung ihrer Immobilieninteressen erpichten Kolonisten gegen-

über der britischen Krone. So begaben sich im Oktober 1753 einige Untertanen des englischen Königs Georg III. zum französischen Kommandanten im Ohio-Gebiet und forderte diesen auf, das Gebiet zu räumen. Am 12. Dezember übergab Major George Washington, der nachmalige General und erste Präsident der USA, in Fort Le Boeuf (rund 25 Kilometer südlich des Eriesees) das Ultimatum an Jacques Legardeur de Saint-Pierre. Die Antwort war ein gallisches Non, das Resultat Krieg, der sogenannte French and Indian War, die nordamerikanische Version des Siebenjährigen Krieges Grossbritanniens und Preussens gegen Frankreich, Österreich, Russland und Schweden, der zur gleichen Zeit in Europa tobte.

Zunächst kamen die britischen Kolonien unter starken Druck. George Washington benannte nach einem siegreichen Gefecht eine Festung Fort Necessity, das Fort der Notwendigkeit. Der Name gibt die Stimmung des Jahres 1754 in Britisch-Amerika wieder: «Join, or die», hatte zur gleichen Zeit, am 9. Mai 1754, Benjamin Franklin in der *Pennsylvania Gazette* geschrieben, um die Kolonien zur Einigkeit aufzufordern. Der Philosoph, Schriftsteller, Verleger, nachmalige Gründervater der USA und Diplomat, dessen Porträt heute die amerikanische 100-Dollar-Note ziert, hatte seiner tiefsten Überzeugung erstmals Ausdruck verliehen. Als Franklin 22 Jahre später die Unabhängigkeitserklärung unterschrieben hatte, soll er gesagt haben, jetzt müssten sie in der Tat alle zusammenhalten, wenn sie nicht einzeln gehängt werden wollten: «Yes, we must, indeed, all hang together, or most assuredly we shall all hang separately.»

Der letzte Mohikaner

Die erfolgreichen Franzosen bürsteten im August 1757 die moralische Überlegenheit ein. Louis-Joseph de Montcalm erzwang die Kapitulation von Fort William Henry am Lake George. Danach skalpierten, töteten, misshandelten die mit den Franzosen verbündeten Indianer mindestens einige Dutzend und möglicherweise mehrere hundert Gefangene. Dieses Massaker wurde dem wohl nur schwachen Kommandanten angelastet. Es lebt in der Weltliteratur in James Fenimore Coopers der «Letzte Mohikaner» nach.

Fort William Henry war nicht der erste und nicht der einzige britische Rückschlag. Allein, Niederlagen stimulieren immer mehr als Siege. William Pitt, ein energischer Parlamen-

tarier, hatte bereits im Dezember 1756 gesagt, er könne Grossbritannien retten. Im Juni 1757 erhielt Pitt – im zweiten Kabinett des Herzogs von Newcastle – die ersehnte Gelegenheit. Verbündete wurden gesucht, ein Expeditionskorps ausgeschiedt. In einem dieser Expeditionskorps diente Brigadier James Wolfe, der entscheidende Mann bei der Einnahme der Festung Louisbourg im heutigen Nova Scotia (Kanada). Der alte Leuchtturm von Louisbourg wies den Weg zum Eingang des St.-Lorenz-Stroms und weiter nach Québec.

Trial and Error

Nach William Pitts Willen sollte James Wolfe Québec für Grossbritannien gewinnen und damit den Krieg entscheiden. Wenn man bedenkt, dass Wolfe ein kränklicher Mann war, der sich bloss auf wenig motivierte Untergebene stützen konnte, muss man ihm bescheinigen: Er hatte Mut. Seine Methode, Québec anzugreifen, war sehr britisch: Trial and Error. In der Schweiz nennt man das *pröble*. Ob die Öffentlichkeit im heutigen Zeitalter solche Versuche mit bis zu 200 Toten hinnähme, ist fraglich. Dass Wolfe die Loyalität seiner insgesamt 9000 Soldaten und 18 000 Seeleute (auf rund 200 Schiffen) nicht einbüsste, ist seinem persönlichen Mut unter Feuer zuzuschreiben. Sollte er Québec nicht einnehmen können, beabsichtigte er, die Stadt zu verbrennen und das Land durch Hungersnot und Verheerung zu entvölkern. Einige Stiche aus der Zeit belegen, dass er damit grossen Erfolg hatte.

James Wolfe war aber auch ein kluger Feldherr. Er konsultierte seine drei Brigadekommandanten, und diese regten an, am Nordufer des St.-Lorenz-Stroms oberhalb der Stadt anzulanden, die Hochebene zu erklimmen und damit zwischen Montcalm in Québec und seinen Nachschub zu kommen, um den Franzosen so zum Angriff zu zwingen. Wolfe verlegte den vorgesehenen Landepunkt in entscheidender Weise näher an die Stadt – was die Operation riskanter machte, aber auch die gegnerische Reaktionszeit verkürzte.

Ein Ablenkungsangriff sorgte am 13. September 1759 dafür, dass Montcalms Augen lange genug auf die falsche Kartenstelle blickten. Um 4.00 Uhr landen Wolfe und sechzig Mann in l'Anse-au-Foulon (später Wolfe's Cove), dem Ausgang eines engen Tälchens, das vom Strom zu den Plaines d'Abraham hinaufführt. Um 5.30 Uhr sind Tausende britischer Soldaten auf der Ebene, eine halbe Stunde später wird in



Mut unter Feuer: Tod des siegreichen Generals James Wolfe 1759.

Québec Alarm gegeben. Um 10.00 Uhr sind rund 4400 Briten aufmarschiert, direkt vor den Toren der Stadt. Montcalm entschliesst sich, mit einer vergleichbaren Zahl einen Ausfall aus der Stadt zu machen. Die Franzosen rücken vor, geben dreimal Feuer und fügen den Engländern Verluste bei. Doch die britischen Gewehre schweigen, bis Montcalms Leute auf etwa zwanzig Meter herangekommen sind. Dann kommt es zu einer gewaltigen Salve. Die französische Schlachordnung löst sich unverzüglich auf – die «Debandade» beginnt am rechten Flügel der Schlachordnung und erfasst bald auch den linken. Einige hundert Verteidiger legen sich im Norden der Plaines in einen Hinterhalt, um die englischen Verfolger aus der Flanke anzugreifen. Sie können aber den Angriffsschwung nicht aufhalten. An geordneten Widerstand ist nicht mehr zu denken, nach einer halben Stunde ist die Schlacht vorüber, um den Preis von 58 Toten bei den Briten und etwa dreimal so vielen bei den Franzosen.

Zu den Toten gehören die Generäle, Montcalm, schwer verwundet, stirbt in Québec, Wolfe auf dem Schlachtfeld. Beide wissen um das Resultat des Tages, beide legen Mut auch angesichts des letzten Feindes (1. Korinther 15, 26) an den Tag. Nach kurzen Kapitulationsverhandlungen zieht Wolfes Armee am 18. Sep-

tember in Québec ein, die Zitadelle des französischen Nordamerika ist gefallen.

Feinde werden Verbündete

Die Folgen der Schlacht auf den Plaines d'Abraham hätten grösser nicht sein können: Die Feder der Diplomaten ratifizierte, was die Gewehre der Soldaten an Fakten geschaffen hatten. Damit mussten nun die amerikanischen Kolonisten Frankreich nicht mehr fürchten, Benjamin Franklins «Join, or die» richtete sich fortan gegen die Briten, und George Washington kämpfte mit den Franzosen gegen die Truppen Georgs III. 17 Jahre nach dem Fall von Québec waren die USA unabhängig, 24 Jahre danach waren sie völkerrechtlich anerkannt. Kanada aber blieb bei der britischen Krone, die das Land auf ihre Weise entwickelte, bevor es im 20. Jahrhundert seinen eigenen Weg in die Unabhängigkeit im Commonwealth of Nations fand.

Die indirekten Folgen der Schlacht waren fast ebenso gross: Im Koreakrieg begründete 1950 der amerikanische Oberbefehlshaber Douglas MacArthur eine gewagte amphibische Operation mit den Worten: «Der feindliche Kommandant wird sich [...] sagen, niemand sei verrückt genug, einen derartigen Versuch zu wagen. Überraschung ist der vitalste Erfolgs-

faktor. So glaubte beispielsweise der Marquis von Montcalm 1759, es sei einer Armee nicht möglich, die steilen Böschungen südlich der damals befestigten Stadt Québec zu erklimmen. Deshalb richtete er sich auf die Abwehr einer Landung im leichter zugänglichen Norden der Stadt ein. Doch General James Wolfe und eine kleine Streitkraft kamen den St.-Lorenz-Strom aufwärts und erkletterten diese Höhen. Auf den Plaines d'Abraham errang Wolfe einen atemberaubenden Sieg, der fast allein durch die Überraschung möglich gemacht wurde. So nahm er Québec ein und beendete den Französisch-Indianischen Krieg. Wie Montcalm werden die Nordkoreaner eine Landung in Incheon für unmöglich halten. Wie Wolfe könnte ich sie überraschen.» Der von James Wolfe inspirierte, spektakuläre Erfolg MacArthurs bei Incheon erklärt zu guten Teilen, warum Südkorea im Kalten Krieg nicht unter kommunistische Herrschaft gelangt ist.

James Wolfes bedeutendstes Denkmal steht in Greenwich in London, wo die Familie wohnte, unmittelbar neben dem Observatorium, das den Nullmeridian bezeichnet. Geht von diesem die Berechnung der Längengrade der Welt aus, so vom Sieg des jungen Generals vor Québec vor 250 Jahren die Geschichte der beiden nordamerikanischen Staaten. ○

«Im Vakuum heiter bleiben»

Nobelpreisträger Günter Grass über das Altern, seinen Stolz auf die anhaltende Fähigkeit zur Erektion und darüber, warum er weiterhin für die SPD Wahlkampf macht.
Von André Müller und Nina Lüth (Bilder)

Ein Interview mit Deutschlands berühmtestem Schriftsteller ist ein Kampf gegen die Redeflut, mit der dieser erstaunlich vitale Mann, der am 16. Oktober zweiundachtzig wird, den Interviewer schier überschwemmt. Eingesunken sitzt er mir in seinem Lübecker Büro, dem «Grass-Haus», das von Hilke Ohsoling verwaltet wird, gegenüber. Zuvor hat mich die lebhafteste Dame kundig durch die zwei Etagen geführt, in denen ich die Lithografien, Skulpturen und Entwürfe des, wie man weiss, nicht nur schreibenden, sondern auch bildenden Künstlers besichtigen durfte, Pilze und Kochmützen als Phalli, liegende Knaben mit hochaufgerichtetem Glied, in Bronze gegossene Buchseiten, Selbstporträts, tanzende Paare.

Günter Grass, ungefärbt schwarzhaarig, präsentiert sich unübersehbar als ein Ausbund an Sinnlichkeit. Helmut Frielinghaus, sein Lektor, hatte mir, dem vor der Begegnung mit dem Literaturgiganten Bangenden, beruhigend versichert: «Keine Angst, er spricht gern.» Aus den zwei Stunden, die mir für das Interview versprochen waren, wurden fast fünf. Als ich längst keine Fragen mehr hatte und meine Widerstandskraft gegen die redselige Lebensfreude des um zwanzig Jahre

«Ich gehe davon aus, dass die Welt, in der wir leben, ein Chaos ist.»

Älteren allmählich erlahmte, kam aus einem Nebenraum seine Ehefrau Ute, die ihn chauffiert hatte, da er keinen Führerschein besitzt. Grass wohnt zurückgezogen in Behlendorf, fünfundzwanzig Kilometer von Lübeck entfernt. Das Frühjahr verbringt er in seinem Haus in Dänemark, den Herbst in Portugal.

Nun spielte man einander zu Weisswein und der obligaten Pfeife, die immer wieder erlosch, da man nicht gleichzeitig sprechen und rauchen kann, Anekdoten zu: «Erzähl du! Du kannst das besser.» Ein Beispiel: In Danzig, dem Geburtsort des Dichters, sollte ihm ein Denkmal errichtet werden, gegen das er sich, da er noch nicht tot sei, verwahrte. Als Ersatz schlug er vor, die Wohnungen jener Altbauten, in denen es immer noch von mehreren Mietparteien zu benutzende Etagenklös gebe, mit eigenen Toiletten auszustatten, die man zum Gedenken an den grossen Sohn als «Grasstoiletten» bezeichnen möge.

Besonders liebt er es, mit Kollegen verwechselt zu werden. Nach einer Lesung im Berliner Theater am Schiffbauerdamm drei Tage vor dem Interview bat ihn eine junge Dame um ein Autogramm. Sie sei zwar gerade auf dem Weg, sich in die Kondolenzliste für den verstorbenen Michael Jackson einzutragen. «Aber Sie leben ja noch, Herr Wallraff.» Grosses Gelächter.

Ausführlich berichtete Grass auch über seinen nächsten Roman («Grimms Wörter»), der in einem Jahr erscheint, liess mir aber nach dem Gespräch ausrichten, ich solle das bitte schön nicht verwenden, damit keine unerwünschten Nachfragen kämen. In den opulenten, mit hocherotischen Zeichnungen ausgestatteten Gedichtband «Letzte Tänze» schrieb er mir: «Für André Müller nach einem vergnüglichen Gespräch ...» Als ich im Grass-Buchladen, der sich im Parterre befindet, dem Verkäufer gegenüber meine Bewunderung für die enorme Produktivität seines Herrn ausdrückte, riet mir der launige Buchhändler: «Rauchen Sie Pfeife und trinken Sie Rotwein! Vielleicht funktioniert's.» Günter Grass aber, so hatte er mir versichert, trinke beim Schreiben ausschliesslich Tee.

Sie werden im Herbst zweiundachtzig. Ihre Schaffenskraft ist ungebrochen.

Ja, gegen alle Widerstände.

In Ihrem autobiografischen Roman «Die Box» wundern sich Ihre Kinder, Zitat, «wie er das jedes Mal hingekriegt hat: ein Bestseller nach dem anderen, gleich was die Zeitungs-fritzen darüber zu meckern hatten». Eine Erklärung dafür haben die Kinder nicht.

Ich habe auch keine Erklärung. Ich bin ja selbst überrascht, aber auch dankbar. Bei meinen Lesungen sitzen drei Generationen im Saal, das freut mich. Meine Söhne und Töchter, die inzwischen alle erwachsen sind, schütteln manchmal den Kopf über mich, weil ich immer noch weitermache. Die sind der Meinung, dass ich mich jetzt mehr zurücknehmen und ruhiger werden und das Alter geniessen sollte. Aber es hilft nichts. Ich kann nicht anders als schreiben.

Als Sie Ihren ersten und bis heute berühmtesten Roman, «Die Blechtrommel», begannen, der vor fünfzig Jahren erschien, hat Sie, so sagten Sie, die Sprache «als Durchfall erwischt».

Ja, und der Durchfall hält an, wenn Sie so wollen. Man ist verblüfft und auch erschrocken als Autor, wenn man sich bei schreibender Arbeit plötzlich wie ein Instrument

fühlt. Die Figuren gewinnen eine Selbständigkeit, und man erkennt, dass die Literatur ein Eigenleben entwickelt.

Tanzen Sie noch?

Ja, ich tanze noch, und ich habe die Absicht, weiterzutanzten. Nur mit dem Kopfstand wird's schwieriger. Es war Tradition, dass ich alle fünf Jahre an meinem Geburtstag im Kreis der Familie einen Kopfstand vorführe. Den habe ich auf Wunsch der Kinder an meinem achtzigsten Geburtstag nicht mehr gemacht. Man hat ihn mir verboten aus Angst um meine Gesundheit. Mit fünfund-siebzig habe ich ihn noch geschafft, etwas krumm zwar, aber es ging noch.

Leiden Sie unter dem Alter?

Na ja, es zwickt und zwackt da und dort. Ich habe Bypässe in beiden Beinen. Aber ich kann nicht klagen. Der Vorteil des Alters ist, dass man vieles, was früher wie selbstverständlich an einem vorbeilief, den Wechsel der Jahreszeiten zum Beispiel, deutlicher wahrnimmt. **Weil man denkt, man erlebt es vielleicht zum letzten Mal.**

So ist es.

Im 2003 erschienenen Gedichtband «Letzte Tänze» feiern Sie Ihre sexuelle Potenz. Ein Gedicht trägt den Titel «Heftige Stösse». In einem anderen heisst es: «Komm, lieg bei mir, solange mein Einundalles steht ...»

Darin drückt sich eine Dankbarkeit aus, dass es noch geht in meinem Alter.

Dankbarkeit wem gegenüber?

Na, ihm gegenüber, dass er noch steht.

Gelänge die Erektion nicht mehr, das wäre das Ende?

Das will ich nicht sagen. Ich würde es mit Bedauern feststellen, aber ich würde ganz gewiss weiterschreiben.

Finden Sie es nicht schrecklich, dass wir sterben müssen?

Nein, nein! Also die Vorstellung, ewig zu leben, diese Sucht nach medizinisch gesicherter Unsterblichkeit, ist doch eine Horrorstellung. Die Welt würde aus Greisen bestehen. Wissen Sie, seit meinem Roman «Die Rätin», der ja von der Kritik niedergemacht wurde, bei anderen Büchern hat sich das dann noch gesteigert, ist mir unsere Endlichkeit und auch die Endlichkeit des Menschengeschlechts auf diesem Erdball besonders deutlich geworden. Der Mensch ist hier, gemessen an der Existenz der Erde, nur ein flüchtiger Gast. Wir sind ja dabei, unsere Selbstvernichtung vorzubereiten. Aber es gibt die Möglichkeit, dass



«Also die Vorstellung, ewig zu leben, ist doch eine Horrorvorstellung»: Schriftsteller Grass.

bestimmte widerstandsfähige Organismen es schaffen, unseren Untergang zu überleben, so dass sich der Planet in Zeiträumen, die wir nicht überschauen können, von den Menschen erholt.

Schon 1982 konstatierten Sie düster: «Die Vernichtung der Menschheit hat begonnen.»

Das war anlässlich der Verleihung des Feltrinelli-Preises in Rom. Da geschah etwas sehr Interessantes. In der ersten Reihe sass der von mir hochverehrte italienische Staatspräsident Pertini, es wurden zahllose Reden gehalten, und er war eingeschlafen.

«Die deutsche Einheit, wie sie von Kohl durchgeführt wurde, war ein grosser Fehler.»

Dann sprach ich. Sein Sekretär gab ihm die Übersetzung, da wurde er plötzlich ganz wach und hat mich danach umarmt.

Darf ein Politiker, der doch Lösungen anbieten muss, Ihren Pessimismus teilen?

Ich möchte nicht, dass Sie das Pessimismus nennen. Die Vorhersage des Menschheitsendes ist eine angemessene, auch demutsvolle Einsicht in die Tatsachen, die sich aus unserem Verhalten ergeben. Wir sind zu allem Möglichen fähig in einer Beschleunigung ohnegleichen. Technische Erfindungen kommen über uns, die wir nicht beherrschen. Die Gesetzgebung hinkt hinterdrein. Wir haben nicht gelernt, zu dem, was wir können, aus Vernunft nein zu sagen. Die Erkenntnis, dass es zu Ende geht, kann sich jedoch mit dem Wunsch verbinden, dass wir den Erdball wenigstens auf erträgliche Art und Weise verlassen.

Mit Anstand.

Ja, mit Anstand, mit wenig Müll, ohne strahlende Körper, ohne Hinterlassenschaft, die noch zerstörerisch wirkt, wenn wir längst weg sind.

Haben Sie eine Utopie?

Nein, aber ich bin schon nach Zukunft verrückt und nach dem Möglichen, das sich entwickeln kann.

Sie sagen: «Die Literatur lebt von Krisen. Zwischen Trümmern lebt sie auf. Das bedeutet: In der Katastrophe finden Sie Ihren Stoff.

Wenn Sie von Katastrophen sprechen, dann denke ich unter anderem an dieses jetzt zu Recht grosse Jammern über die Finanzwirtschaftskrise, die im Grunde eine Systemkrise ist, und die sozialen Folgen, die schrecklich sind. Dennoch bin ich überzeugt, dass die Künste davon profitieren werden.

Ja, eben.

Wenn wir es auf die schreibende Kunst beziehen, so wird diese Krise ablenken von der

heute grassierenden Ich-Literatur, wo nur die eigene Befindlichkeit im Vordergrund steht.

Würden Sie für eine heile Welt auf die Kunst verzichten?

Das habe ich jetzt nicht verstanden.

Wäre die Welt in Ordnung, wird nach Ihrer These die Kunst überflüssig.

Aber ich bin doch nie davon ausgegangen, dass die Welt in Ordnung sein könnte. Das kann gar nicht sein.

Sie kämpfen für eine bessere Welt, aber Sie glauben nicht, dass sie möglich ist.

Ich gehe davon aus, dass die Welt, in der wir leben, ein Chaos ist. Aber ich lebe gern. Ich liebe das Leben. Ich war viel in Asien unterwegs. Eine Zeitlang lebte ich mit meiner Frau in Kalkutta. Dort habe ich angesichts der Armut und des Elends der Menschen, die dennoch eine ungeheure Vitalität ausstrahlen, etwas für mein Leben gelernt.

Was?

Im Vakuum heiter bleiben. Man darf nicht zu viel wollen. Ich wünsche mir ein Chaos mit verbesserter Ausführung. So habe ich das einmal genannt. Ein Politiker muss pragmatisch handeln.

Aber Sie sind doch Künstler.

Entschuldigen Sie, ich bin auch gleichzeitig Bürger. Das ist, wenn Sie so wollen, eine schizoide Situation. Ich wusste mit vierzehn Jahren, ich will Künstler werden, aber ich gehöre noch zu der Generation, die sich unter anderem fragen musste, wie es zum Zusammenbruch der Weimarer Republik kommen konnte als Voraussetzung für alles, was dann geschah. Wenn ich ein Gedicht schreibe, brauche ich keine Kompromisse zu machen, aber wenn ich mich gesellschaftlich betätige, lebe ich vom Kompromiss. Das ist eine der Lektionen, die ich verstanden habe.

Sie werden auch dieses Jahr wieder für die SPD Wahlkampf machen.

Ich werde in einigen Wahlkreisen im Osten Deutschlands, in der Uckermark, in Stralsund, dem Wahlkreis der Bundeskanzlerin, in Berlin, Halle und Dresden, sprechen. Die SPD ist dort auf einem Tiefpunkt. Das Minimalziel ist die Verhinderung einer schwarz-gelben Koalition mit der FDP, denn diese Partei propagiert einen Neoliberalismus, der verantwortlich ist für das wirtschaftliche Desaster, das wir jetzt haben.

Diese Koalition wird aber kommen.

Was heisst, die wird kommen? Ich werde mein Scherflein dazu beitragen, dass die nicht kommt.

Sie werden scheitern.

Ich habe in meinem politischen Leben Siege erlebt und natürlich auch eine Menge Niederlagen, aber ich bleibe dabei, dass die Sozialdemokratie, diese älteste demokratische Partei, immer noch der verlässlichste Garant dafür ist, dass die sozialen Unterschiede, die immer gravierender werden, denn wir

sind heute schon wieder mittendrin in einer Klassengesellschaft, zu mildern sind.

Darf ich Ihnen ein Zitat von Ernst Jünger vorlesen, einem Autor, den Sie von Natur aus immer abgelehnt haben?

Ich hatte mit Ernst Jünger nur eine indirekte Begegnung, das war, als mein Roman «Ein weites Feld» herauskam und Marcel Reich-Ranicki und all die anderen darüber herfielen wider besseres Wissen. Da wurde auch Jünger befragt, und er antwortete, das Buch sei sehr gut geschrieben.

In «An der Zeitmauer» schreibt Jünger: «Die Welt ist von Vernünftigen erfüllt, die sich gegenseitig ihre Unvernunft vorwerfen. Die Dinge nehmen trotzdem ihren Gang, und zwar offensichtlich einen ganz anderen, als alle beabsichtigen. Wer ihn beobachtet, ist näher an den Quellen, als wenn er den Parteien zugehört.»

Das ist ein sehr abgehobener, elitärer Standpunkt.

Fühlen Sie sich nicht gelegentlich ohnmächtig mit Blick auf das Weltgeschehen?

Sie sind mir mit dem Wort «Ohnmacht» zu rasch bei der Hand. Ich will Ihnen ein Beispiel nennen: 1969 gelang es dem Sozialdemokraten Gustav Heinemann, damals Justizminister in einer Koalition mit der CDU, ein Gesetz zur rechtlichen Gleichstellung unehelicher Kinder im Erbschaftsfall, das jahrelang umstritten war, durchzubringen. Das war nicht Ohnmacht, und stellen Sie sich vor: Das freut mich noch heute.

Wie rührend!

Das ist doch nicht rührend! Ich bin nach wie vor der Meinung, dass man sich als Schriftsteller nicht im Jüngerschen Sinne über alles erheben darf, sondern dass zu einer Demokratie, die sich ja in Parteien artikuliert, die Parteinahme dazugehört. Wer sich als Künstler nicht einlässt auf die Dinge, die ihn umgeben, auf diese Materialfülle einander widersprechender Fakten, auf das gelebte Leben, der kann nicht zu jener Dichte gelangen, die Kunst erst ausmacht. Die Romane von Fontane oder dem von mir geliebten Döblin oder Zola in Frankreich leben von der Anschauung der Wirklichkeit. Oder lesen Sie Heine, der sich an der Tagespolitik gerieben hat, woraus die wunderbarsten Gedichte entstanden sind, oder Gottfried Keller! Ich bin aufgrund meiner in jungen Jahren gesammelten Erfahrungen nicht den abgehobenen Weg gegangen. Aber ich toleriere auch das andere, einen Stefan George oder einen Durs Grünbein, der sich abkapselt und sich in einer gewissen Überproduktion an Metaphern zu verlieren droht.

Was zählen Sie politisch zu Ihren grössten Erfolgen?

Ich bin in Grenzen stolz darauf, dass ich mithelfen konnte, die von mir als richtig erkannte Ostpolitik Willy Brandts zum Erfolg



Ungeheure Widerstände: mit Brandt 1965.



«Die Menschen wurden verführt»: Grass am letzten Dienstag in Berlin.

zu führen, der die Vorstufe zur deutschen Einheit geschaffen hat.

Sie meinen, ohne Brandt wäre Deutschland nicht wiedervereinigt?

Na, ganz gewiss nicht! Helmut Kohl hat dann schlauerweise auf Brandts Politik aufgebaut, die zuvor gegen ungeheure Widerstände, auch von Kohl, durchgesetzt wurde. Die Diffamierungen, die Brandt von der Gegenseite ertragen musste, die ihn als uneheliches Kind, Kommunisten und Vaterlandsverräter beschimpfte, sind ungeheuerlich.

Kohl wurde auch beschimpft: als dumpf und dumm, als «die Birne».

Aber das ist doch ...!

Jetzt werden Sie wütend.

Ja, weil man nicht Äpfel mit Birnen vergleichen kann. Die deutsche Einheit, wie sie von Kohl dann durchgeführt wurde, war ein grosser Fehler. Man hat aus wahltaktischen Gründen und gegen alle Warnungen, auch von Fachleuten, ruck, zuck die D-Mark in den Ostländern eingeführt, wodurch jegliches DDR-Produkt von einem Tag auf den anderen auf null gebracht wurde. Das brach alles weg. Ich verstehe den Wunsch der Menschen nach einer harten Währung, aber ich finde es unverantwortlich, wenn ein Politiker nicht auf die Folgen hinweist. Die Menschen wurden verführt, und danach sagte man, sie seien selber schuld, wenn sie das Geld sofort ausgeben für Reisen nach Ischia oder Mallorca.

Da wollten sie nach Jahrzehnten der Isolation halt mal hin.

Ja, sicher. Aber man hätte ihnen erklären müssen, wohin das führt. Ich kritisiere das Überstürzte. Das war keine Vereinigung,

das war Anschluss, und zwar unter Missachtung des Grundgesetzes, in dem steht, dass das deutsche Volk im Falle der Einheit eine neue Verfassung bekommen müsse, damit den siebzehn Millionen Ostdeutschen die Möglichkeit gegeben wird, sich einzubringen ... Aber Sie winken ab. Das interessiert Sie gar nicht.

Ich habe das alles schon oft von Ihnen gehört und gelesen. Ihr Standpunkt in dieser Frage ist ja zur Genüge bekannt.

Ja gut. Sie haben sich vorbereitet. Das ist bei Journalisten sehr selten.

Mich stört Ihre Selbstgewissheit.

Ich würde nicht für mich in Anspruch nehmen, dass ich mir in allem sicher bin.

Wie trösten Sie jemanden, der sich in dunklen Momenten, von Zweifeln verfolgt, wünscht, wie schon Sophokles formulierte, «nicht geboren zu sein»?

Neigen Sie dieser Ansicht zu? Sie machen mir einen verzweifelten Eindruck. Aber es ist doch schön, dass Sie geboren sind. Ich finde unser Gespräch sehr amüsant. Ich rede gerne mit Ihnen. Halten Sie noch ein bisschen durch!

Wie würden Sie reagieren, wenn die deutsche Vereinigung entgegen Ihren Prognosen doch noch zu einem guten Ende führt?

Das fände ich wunderbar. Aber das wird nur gelingen, wenn man bereit ist, die Fehler, die gemacht wurden, zu erkennen und, wo es noch möglich ist, zu korrigieren. Es hat im Osten eine Enteignung stattgefunden, wie es sie in der deutschen Geschichte noch nie gegeben hat, und das vererbt sich und wird nie aufhören.

Was war das grösste Unglück in Ihrem Leben?

(Denkt lange nach) Der Tod meiner Mutter. Sie war erst siebenundfünfzig und starb an Krebs.

Bei ihrem Begräbnis, so schreiben Sie, haben Sie nicht geweint, aber danach.

Ich weine immer noch. Aber ich gebe zu, mein Schmerz hat auch mit einer gewissen Selbstliebe zu tun. Ich kann nicht verwinden, dass es mir nicht mehr gelungen ist, ihr zu beweisen, dass sich die Hoffnungen, die sie in mich gesetzt hatte, bestätigten. Sie hat den aberwitzigen Plan des Pubertierenden, Künstler zu werden, unterstützt, aber sie hat den Erfolg nicht mehr erlebt. Das Einzige, das ich ihr noch vorweisen konnte, war eine schlanke Mädchenskulptur, die im Jahresbericht der Düsseldorfer Kunstakademie, an der ich studierte, abgebildet war. Dann starb sie. Sie hat ja schwärmerisch, fast romantisch, an mich geglaubt im Gegensatz zu meinem Vater, der meinte, der Junge spinnt, und mich in eine Verwaltungslehre hineinschubsen wollte, was ich aus der Notlage heraus, die damals herrschte, im Nachhinein durchaus verstehen kann.

Sie haben einen Mutterkomplex.

Ja, den habe ich. Ich bin ja im religiösen Sinne kein gläubiger Mensch. Ich habe an die Stelle von Gott meine Mutter gesetzt. Man hat mir sogar gelegentlich angetragen, mich analysieren zu lassen. Aber ich habe mich nicht auf die Couch gelegt. Auf meinem Grabstein wird stehen: «Hier liegt Günter Grass mit seinem Mutterkomplex, unbehandelt.»

Hassen Sie Ihr Geschlecht?

Nein, aber ich lehne es ab, wie Männer mit Macht umgehen. Ich bin kein Feminist. Die verschiedenen Geschlechter bestehen nun

mal. Nur sollte man die Macht zunehmend in die Hände von Frauen legen, sofern sie sich nicht wie Männer verhalten. Was wir gegenwärtig erleben, ist, dass die Macht von Personen ausgeübt wird, die gar nicht gewählt sind, den Lobbyisten, die mittlerweile bis in die Gesetzgebung hinein tätig werden. Das nenne ich Machtmissbrauch, und das hat zur Folge, dass die Bürger nicht mehr zur Wahl gehen, weil sie spüren, dass die Leute, die sie wählen, gar nicht das Sagen haben. Im Gesundheitswesen bestimmen doch längst nicht mehr die Politiker, sondern die Ärzteverbände, die Apothekerverbände, die Pharmaindustrie ... Aber ich merke, das langweilt Sie. Geben Sie es zu! **Nein, das gebe ich natürlich nicht zu.**

Worauf wollen Sie hinaus?
In Ihrem Roman «Der Butt» heisst es: «Weil die Männer nicht auf natürliche Weise empfangen, austragen, gebären können ... müssen sie geistreiche Faxen machen, müssen vereiste Nordwände erklettern und Schallmauern durchbrechen ... in Bildern, mit Wörtern, aus Tönen immerfort die Frage nach dem Ich, dem Sein, nach dem Sinn, dem Warum, Wozu und Wohin stellen.»

Ja, das sind Kopfgeburten.
Wären Sie lieber eine Frau?

So weit geht es nicht, aber ich habe genügend weibliche Anteile, die es mir unmöglich machen, männliche Macht auszuüben. Am Beginn meines Romans «Der Butt» stand unter anderem die Frage, warum der Hunger in der Welt trotz einer Überproduktion an Lebensmitteln ständig zunimmt, und da bin ich auf die Geschichte der Ernährung zurückgekommen und habe festgestellt, dass in der Geschichtsschreibung der Beitrag der Frauen gar nicht vorkommt. Es waren Frauen, die aus der Not heraus neue Gerichte erfanden, Klösse, Knödel, sämtliche Teigwaren, woraus der Impuls entstand, sich nach neuen Nahrungsmitteln umzusehen. Die Kartoffel hat in der Menschheitsgeschichte weit mehr bewirkt als der Siebenjährige Krieg. **Aber jetzt haben wir doch eine Bundeskanzlerin.**

Schon, nur leider in der falschen Partei.
«Die Männer sind mit dem Tod auf Du und Du», schreiben Sie.

Ja, sie führen die Kriege. Sie haben mich gefragt, auf welche politischen Erfolge ich stolz bin. Dazu will ich Ihnen noch sagen, ich bin auch stolz, dass Gerhard Schröder, bei aller Kritik an seiner Kanzlerschaft in anderen Bereichen, auf meinen Rat gehört hat, sich aus dem Irakkrieg herauszuhalten. Er konnte, was auch Willy Brandt konnte: zuhören.

Lieber Günter Grass, unser Gespräch kann nicht enden, ohne den ungeheuren Aufbruch zu erwähnen, als vor drei Jahren Ihre

Autobiografie «Beim Häuten der Zwiebel» erschien, in der Sie, zu spät, wie viele meinten, Ihre Zugehörigkeit zur Waffen-SS eingestanden. Ich habe dazu nur eine einzige Frage: War es Kalkül, mit diesem Eingeständnis sechzig Jahre zu warten?

Nein.
Hätten Sie früher öffentlich darüber gesprochen, hätten Sie womöglich nicht den Nobelpreis bekommen.

Das höre ich zum ersten Mal. Ich kenne nur eine offizielle Erklärung der Schwedischen Akademie, dass die Vergabe des Nobelpreises von solchen Dingen nicht abhängt. Was da in den Redaktionsstuben, die dieser oder jener politischen Richtung anhängen, geschrieben wird, darauf habe ich keinen Einfluss. Damit muss ich leben. Ich habe nie bestritten, dass ich Scham und auch Schuld empfinde und dass der Zufall meines Geburtsdatums, der mich davor bewahrte, Verbrechen zu begehen, kein Freispruch ist. Ich habe keinen Menschen erschossen, aber das ist kein Verdienst. Wir waren auf dem Rückzug. Ich hatte nicht die Chance oder das Pech, zum Schuss zu kommen. Dennoch

«Ich habe keinen Menschen erschossen, aber das ist kein Verdienst.»

blieb dieses Schamgefühl und eine Last, an der man lebenslang trägt.

In einem Fernsehinterview mit Ulrich Wickert sagten Sie, dass Ihre SS-Zugehörigkeit in Ihnen einen Druck aufgebaut hat, der Sie zu Ihren ersten Romanen, die Ihren Ruhm begründeten, inspirierte.

Zum Teil.
Hätten Sie Ihre Verstrickung schon vorher zugegeben, hätten Sie diese Romane vielleicht gar nicht geschrieben.

Es gibt bei jedem Autor, der episch schreibt, eine Vielzahl von Antriebskräften, Ehrgeiz, Geldmangel, alles Mögliche, und natürlich auch den egozentrischen Anspruch, etwas herzustellen, das seinesgleichen sucht. Als ich anfang zu schreiben, gab es in Deutschland diesen Begriff der Kahlschlagliteratur, das heisst, man schrieb sehr vorsichtig, weil man die deutsche Sprache durch die Nazizeit für beschädigt hielt. Dem habe ich widersprochen, indem ich sagte, man darf die Sprache, also das Beste, das wir haben, die deutsche Sprache in ihrem Reichtum, nicht plötzlich für untauglich halten, denn das wäre ein nachträglicher Triumph für Herrn Hitler gewesen. Deshalb war es in meinen ersten Romanen ein Antrieb, den Gegenbeweis anzutreten und alle Register zu ziehen, die mir zur Verfügung standen.

Kennen Sie das Interview, das der Spiegel mit dem Chef der Deutschen Bank, Josef Acker-

mann, den Sie heftig attackiert hatten, führte?

Nein.
Es gebe, sagt Ackermann, «Dichter und Denker, die sich trotz zweifelhafter Vergangenheit zu Moralaposteln aufschwingen und Manager reihum zu Asozialen erklären. Das dürfen wir uns nicht gefallen lassen.»

Ich habe das nicht zur Kenntnis genommen. Aber ich bleibe dabei, dass es die Banken bis hin zu Herrn Ackermann mitzuverantworten haben, dass ein Raubtierkapitalismus ausgebrochen ist, der die gegenwärtige Krise verschuldet hat. Wenn das so weitergeht, dann stimmt doch die Welt nicht.

Die wird nie stimmen.
Natürlich nicht, aber ich neige nicht dazu, wie ich es bei Ihnen beobachte, zu resignieren, sondern ich werde nicht aufhören, die Dinge beim Namen zu nennen, und ich würde mich freuen, wenn Sie mich in meinen Bemühungen unterstützen, statt sich mit dem Schutzwall Ihrer Verzweigung, die Ihr Denken beschränkt, zu umgeben. Denn sonst bleiben Sie nicht lebendig. Das wird, wenn Sie einmal so alt sind wie ich, ganz furchtbar werden.

Darf ich mit Ihnen tauschen?
Nein, ich weise Sie nur in aller Freundschaft darauf hin, dass es mit Ihnen, wenn Sie so weitermachen, nicht gut enden wird.

Als Marcel Reich-Ranicki dem Dichter Wolfgang Koeppen die Frage stellte: «Wann waren Sie glücklich?», gab Koeppen die berühmte Antwort: «Nie.»

Ja, glauben Sie denn, ich bin unfähig zum Unglück? Sie unterschätzen mich. Man kann nur momentweise glücklich sein, wenn eine Satzperiode gelingt, eine Zeichnung, eine Skulptur, vom Knie angefangen, wenn plötzlich das Plastische stimmt. Einen dauerhaften Glückszustand gibt es nicht. Es hat in meinem Leben Situationen gegeben, da habe ich sogar an Selbstmord gedacht, damals an der Front, als ich das Fürchten lernte, als ich, siebzehnjährig, erleben musste, wie in ganz kurzer Zeit Gleichaltrige, junge, begabte Menschen, neben mir zerrissen, zermatscht und weggefegt wurden. Da habe ich schon manchmal mit dem Gedanken gespielt, Schluss zu machen. Es hat aber nie zur Tat geführt, was nicht ausschliesst, dass das noch kommen kann.

Was kann kommen?
Ich bin sehr schmerzempfindlich. Wenn ich die Diagnose bekäme, dass ich unheilbar krank bin, und wenn das mit körperlichen Schmerzen verbunden wäre, würde ich einen Weg suchen, das Leiden abzukürzen, mir und den Menschen in meiner Umgebung zuliebe. Das habe ich mit meiner Frau schon besprochen. Aber noch ist es nicht so weit. ○

«Wer mit dem goldenen Löffel im Mund über Wohlstand schimpft, tönt dumpf bis unverständlich.»

Christoph Mörgeli in seiner Kolumne über Roger de Weck und dessen Kritik an Banken und Vertretern der Finanzwirtschaft.

Verpasst?

Damit Ihnen das nicht nochmals passiert, gibt's die *Weltwoche* auch im Abonnement.

- Ich möchte die *Weltwoche* 10 Wochen lang für Fr. 30.– Probe lesen. Im Vergleich zum Einzelverkauf spare ich Fr. 27.–. SL 001 K12 001 001
- Ich bestelle ein Jahresabonnement der *Weltwoche* für nur Fr. 203.–. Im Vergleich zum Einzelverkauf spare ich Fr. 97.90. FL 001K12 001 001

Name, Vorname

Strasse, Nr.

PLZ, Ort

E-Mail

Coupon ausfüllen und einsenden an: Weltwoche Verlags AG, Abo-Service, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Oder abonnieren Sie die *Weltwoche* über Telefon 0800 80 44 80, Fax 043 444 50 91 oder www.weltwoche.ch/abo. Preise Inland inkl. MwSt., Stand 2009. Auslandpreise unter www.weltwoche.ch/abo.



Alles könnte auch anders sein, als es ist: Tänzerin Ewelina Guzik als Pepperminta in «Pepperminta» .



Krautdesign

Von Daniele Muscionico

Sie ist die Frau für das neue Jahrtausend, Pipilotti Rist, die Künstlerin als Luftwurzeln. Aus dem Durchzug der Moden baut sie ihre Welt, eine osmotische Zwerchfellatmung durch hochsensibles Gewebe. Das neueste Ergebnis der molekularen Evolution sind Farben, deren Namen noch zu erfinden sind: Rühr-mich-nicht-an-Rosa. Hab-mich-lieb-Gelb. Hörst-du-mein-Herz-rasen-Rot.

Das alles wissen wir, seit wir Bekanntschaft gemacht haben mit Pipilottis Alter Ego, Pepperminta, der Titelfigur in Rists erstem und gleichnamigem Spielfilm. Pepperminta ist die verspielte Antwort der Künstlerin auf den «Bad-Girl-Feminismus», eine parafeministische Behauptung, die sich die Lust und den Genuss und die Lebensbejahung auf die Fahnen geschrieben hat. Ein affirmatives Kunstwerk als philosophisches Statement.

Der Film wurde am Filmfestival in Venedig ungeduldig erwartet, seit 10. September ist er in den Schweizer Kinos. In der Lagunenstadt sah man die Regisseurin, wie sie am offiziellen Fototermin vor internationaler Presse in die Luft sprang – wer hat behauptet, dass der Mensch nur regungslos stehen und bedeutungsvoll schreiten kann im bewegenden Moment? Wieso nicht die Schwerkraft austricksen und leichter feiern? Wissen wir, ob unsere Blutkörperchen nicht singen und tanzen, wenn wir uns freu'n? Pipilotti ist die Botschaft, dass alles auch anders sein könnte, als es ist.

Und genau wie Pipilotti in Venedig tollt hier die polnische Tänzerin Ewelina Guzik als Pepperminta in «Pepperminta» über die Tulpenfelder. Mal Nymphe, mal Pflanze, mal Lichtelf – und weil in diesem Fall eins und eins nicht unbedingt zwei ist, ist Ewelina auch eine neugeborene Apostolin der Sgt. Pepper's Lonely Hearts Club Band und ihres Credo's «All You Need Is Love». Pepperminta, auf der Suche nach einem Heilmittel für Werwen (Sven Pippig), ihren Freund, tobt über die Farbfelder, spielt in den Tulpen Himmel und Hölle, während am Horizont, auf dem Traktor, die nächste Protagonistin ihren Auftritt ankündigt, die Tulpenflüstererin Edna (Sabine Timoteo).

Guzik ist Rists Wandlungskünstlerin seit langem, denn sie besitzt ein Gesicht, das sich verändert wie der Himmel, und Augen, die so tief sind wie der Zwischenraum zwischen Wissen und Glauben. Ohne Guzik keine Pepperminta, ohne Pepperminta keine Rist, ohne Rist ... arm das Land, das ihr Du-bist-was-du-sein-möchtest-Blau nie sah.

Pipilotti auch in der Galerie: nach acht Jahren wieder bei Hauser & Wirth, Zürich, bis 17. Oktober

Dirty Dörte

Beim Versuch, Hollywood zu parodieren, begeben sich deutsche Schauspielerinnen aufs Glatteis.



«Undress to the Beat»: Schauspielerin und Popsternchen Biedermann.

Jeanette Biedermann — Deutsche Filme bestechen ganz selten durch ihre unverkrampfte Leichtigkeit. Wie zum Beweis flimmerten letzte Woche gleich zwei Beispiele ins Wohnzimmer. Am Dienstag stand «Dörte's Dancing» (2008) auf dem Programm. Schon das Wortspiel, angelehnt an «Dirty Dancing» (1987) mit Patrick Swayze und Jennifer Grey, liess nichts Gutes vermuten. Tatsächlich ist die Parodie mit Jeanette Biedermann in der Hauptrolle an Peinlichkeit kaum zu überbieten. Die 28-jährige Schauspielerin, die sich übrigens auch als Popsängerin von einem Misserfolg zum nächsten trällert (aktuelles Album: «Undress to the Beat»), reist als Dörte Brandt nach Virginia an

den Originaldrehort des 80-Jahre-Klassikers. Hier begegnet sie dem Mambo-Tänzer Jimmy, der – ach, wie originell! – statt Chevrolet einen Opel Manta mit Fuchsschwanz fährt. Doch es geht noch schlimmer. Tags darauf lief nämlich die deutsch-deutsche Liebeskomödie «Romeo und Jutta» (2009) mit der unschlagbar humorlosen Katja Riemann als Bonner Sekretärin Jutta. Ausgerechnet an einer Demonstration gegen Nato-Waffen verliebt sie sich in den Klavierstimmer Jürgen Stoll – die deutsche Antwort auf Leonardo DiCaprio aus «Romeo and Juliet» (1996) –, der sich dann aber als Heiratsschwindler aus der DDR und Stasi-Agent «Romeo» entpuppt. Wir sind gespannt

auf «Dörte und Jutta» – das deutsche Remake des aktuellen Kinoschlagers «Julie and Julia» (2009) mit Meryl Streep und Amy Adams, in dem sich die Kochlöffel schwingenden Katja Riemann und Jeanette Biedermann gegenseitig die Suppe versalzen. (rs)

Andrea Jansen — Sie hat auf dem Sender TV3 erfolgreich Bauern vermittelt und vermählt: Andrea Jansen, 29, Fernsehmoderatorin, blühend, blond, blauäugig. Nun ist sie selber ein Fall für eine Kuppelshow. Nur einen Monat vor der geplanten Hochzeit ist die Bernerin von ihrem Langzeit-Partner und Fernsehproduzenten Mathias Ruch, 33, verlassen worden.



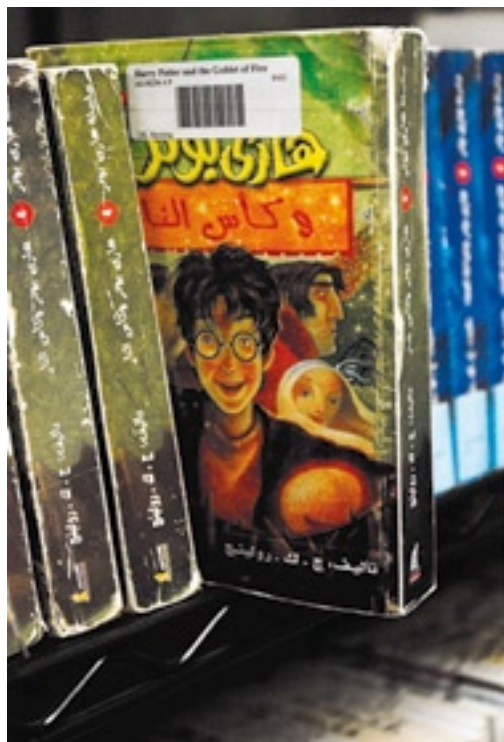
Moderatorin, ledig, sucht ...: Andrea Jansen.

Er habe kalte Füsse bekommen, weiss 20 Minuten. Ein gemeinsamer Freund kennt den Auslöser für den überstürzten Abgang: «Andrea träumte von einer Familie, wollte sich für Mathias gar aus dem Rampenlicht zurückziehen, aber er machte Schluss.» Womit wieder einmal bewiesen wäre: Hinter jeder erfolgreichen, schönen und nunmehr einsamen Frau stand ein Mann mit Bindungsängsten und Hang zum Zeugungsstreik. Gewissermassen als Abfallprodukt der neueren Emanzipationsgeschichte. (kep)

Stress — Im neusten Video «Saint Profit» rappt er gegen die Profitgier der Manager. Das geht so: «Im Namen des heiligen Profites ist alles erlaubt. Es heisst entweder zu leben oder zu sterben durch oder für das Erdöl. Die Börse gerät in Panik, die Preise explodieren. Man verkauft uns für dumm.» Weniger dumm findet Stress, dass sich sein letztes Album bereits über 85 000-mal verkauft hat. Was für ein Profit für den 31-Jährigen, der eigentlich Andres Andrekson heisst, als 12-jähriger aus Estland in die

Schweiz einwanderte, an der Universität in Lausanne Wirtschaft studierte und die goldenen Regeln des Business bei der Marketingabteilung der Toilettenpapier-Firma Charmin in Genf verinnerlichte. Stress weiss also, wovon er spricht, wenn er rappt: «Nein, nein, nein, die Heuchelei ist ungebrochen, sie regiert dieses ganze Labyrinth. Für uns ist der Profit das Recht auf Almosen.» Milde Gaben werden an der Kasse jedes CD-Ladens dankend entgegengenommen. (rs)

Guantánamo—Wie schlagen die 229 Häftlinge in Guantánamo eigentlich die Zeit tot? Mit Lesen, hat die arabische Zeitung *Al-Hayat* herausgefunden. Beim Besuch in der Gefängnisbibliothek, wo 13 500 Werke zur Auswahl stehen, kam Erstaunliches zutage. Zu den drei beliebtesten Werken gehören nicht etwa Exegesen des Korans, sondern: 1.) Harry-Potter-Romane 2.) Cervantes' «Don Quijote» 3.) Obamas «Ein amerikanischer Traum». Dass man sich über den Mann informiert, der die Gefängnischlüssel in den Händen trägt, macht Sinn. Und bei Harry-Potter-Romanen, deren Bösewicht Voldemort Affinitäten zu George W. Bush nachgesagt werden, lassen sich gut Hassgefühle abregieren. Aber Cervantes? Sehen die Häftlinge Parallelen zum Spanier,



Zum Abregieren: Harry Potter.

der 1575 von algerischen Korsaren gefangen wurde und fünf Jahre im Verliess darbt? Vielleicht identifizieren sie sich aber auch mit seinem traurigen Helden, Don Quijote, welcher anstelle von Windmühlen Riesen sieht und diese zu bekämpfen versucht. Dass der idealistische Fantast diesen Kampf verliert, schreibt er – wie wohl viele Guantánamo-Häftlinge auch – bösen Mächten zu. (geh)



Mein Rennen

Unser Kolumnist fährt mit an einer Rallye. Noch interessanter wird es auf dem Nachhauseweg. Von Mark van Huissing

Vergangene Woche war ich in Gstaad, die «Gstaad Classic», ein Rennen für klassische Sportwagen, fand statt. Man hatte mir angeboten, in einem Ferrari 365 GTB Daytona mitzufahren oder in einem Citroën SM. (Ich war Gast von Optic 2000.) Ich entschied mich für den Citroën. Weniger weil ich verrückt bin, mehr weil ich in dem Daytona nur Mitfahrer gewesen wäre, den Citroën dagegen selber fahren konnte. Das heisst, ich hatte eine Co-Pilotin, die ebenfalls fahren durfte.

Vor dem Start begegnete mir Michel Comte im Fahrerlager, der in Gstaad war wegen seiner Ausstellung (Galerie Lovers of Fine Art, noch bis Ende November). Ich mag ihn. Nicht nur weil er vermutlich einer der bestverkauften Fotografen der Schweiz ist. Er ist in meinen Augen auch einer der besten Storyteller und Namedropper. In nur der Zeit, die ich brauchte, um einen Pfefferminztee zu trinken in «Charly's Tea Room», erzählte Michel, warum er keine Uhr mehr trage (er habe die Rolex einem Guide in Afghanistan geschenkt, der ihm das Leben gerettet habe – «Kriegsberichterstatter, Sprengstoffanschlag, ich werde die Dankbarkeit in seinen Augen nie vergessen»). Dass er einen Citroën SM gehabt habe in den siebziger Jahren (heute habe er einen Ferrari 612 Scaglietti; und ich meinte, er habe kein Auto und keinen Führerausweis). Dass er wieder in Los Angeles lebe («neben dem «Beverly Hills Hotel»). Und Hugh Hefner besser kenne als meine Co-Pilotin, Yolanda Tavoli, die erzählte, sie habe in der «Playboy Mansion» verkehrt, 1984, als sie «Playmate des Jahres» war.

Die «Gstaad Classic» an sich verlief ziemlich ereignisarm. Die Fahrer, so sah es aus, nahmen es gemütlich. (Das heisst, nicht alle – ein Wagen fiel von der Bergstrasse, drehte sich viermal um sich selber.) Mit dem Auto des Teams MvH/Tavoli wäre das kaum gegangen. Ich meine, der Citroën, Baujahr 1972, sieht in Ordnung aus, ein wenig Präsidentenfahrzeug, ein wenig Fantômas (das war zwar ein Citroën DS, aber vom Entwurf her), doch es ist eine lahme Ente – schnellstes frontgetriebenes Serienfahrzeug der Zeit *my a...* Ich muss noch schreiben, dass MvH/Tavoli bloss *partenaires* waren, nicht Rennfahrer. Vor Gruyères überholte ich einen Alfa Romeo TZ dennoch, wahrscheinlich hatte er Probleme («Im Motorsport kam es zu guten Platzierungen, wenn auch nicht zu besten. Ausserdem traten oft technische Ausfälle auf», steht über dieses Modell bei Wikipedia). Nach dem Mittagessen fuhr Yolanda, sie kann es, das gebe ich ihr. (Sie war verheiratet mit Marc Surer immerhin.) Bloss, was z.B. die Ideallinie ist, lernt man nicht durch, sagen wir, Osmose. Sie fuhr selber Rennen jahrelang, war auch Instruktorin. Wie gut sie wirklich ist, zeigte sie auf dem Nachhauseweg durch das Simmental; bei Därstetten liess ihr BMW M5 meinen Maserati 3200 GT stehen. (Ihr Auto hat zirka 30 PS mehr, mein Glück.)

Ich kam trotzdem rechtzeitig an im Kino «Corso» in Zürich zu der Europapremiere von «The Yellow Handkerchief», dem neuen Film von Arthur Cohn, einem Schweizer Produzenten, der in seiner Laufbahn sechs Academy Awards of Merit («Oscars») gewonnen hat (für den besten fremdsprachigen Film); Bilder auf www.weltwoche.ch/mvh. Ich hatte einen guten Platz, sechste Reihe, ganz am Rand, hinter Sabina Schneebeli, vor Andreas Vollenweider. (Das heisst, Vollenweider sass schräg vor mir, sonst wäre der Platz weniger gut gewesen.) «The Yellow Handkerchief», ein Liebesfilm, in dem die Hauptrollen über Land fahren in einem offenen Wagen, hat mir gefallen; William Hurt, Maria Bello und Kristen Stewart spielen glaubhaft, die Bilder von Louisiana gehen zu Herzen. Wenn ich Kritiker wäre, würde ich schreiben, es sei vielleicht kein grosser Film, weil das Happy End zu einfach und schnell erkennbar sei oder so, aber für MvH war es in Ordnung, ich meine, das Leben ist schon hart genug, nicht wahr?

Was ich ein wenig komisch fand: Vor zirka einem Jahr hatte der Film Weltpremiere, in Basel. Jetzt war Europapremiere; einen Verleiher gibt es, soviel ich weiss, erst für die Schweiz und für Deutschland. Schade. Merkwürdigerweise ist das, im übertragenen Sinn, wie bei der Weltmeisterschaft im Dartsport (Werfen mit Pfeilen auf eine Scheibe) – da machen nur Engländer und ein paar Holländer mit.

Im Internet

Bilder auf www.weltwoche.ch/mvh

Luxus

Tiefe Einsichten

Von Jürg Zbinden

Ein schönes Décolleté ist unbezahlbar, wenn es denn Natur pur ist. Weil aber Mutter Natur ihre Launen hat und manche auch schon mal unverhüllt mit Geiz bedenkt, lassen immer mehr Trägerinnen bei Dr. Silikon aufpolstern. Sich darüber zu mokieren, wäre billig. Man sollte es jedoch nicht übertreiben und sich Pin-ups und Boxenluder zum Vorbild nehmen. Die Macht der Busenwunder wird gemeinhin überschätzt – «size matters» gilt vor allem für diejenigen, die es bedauern, zu wenig zu haben. Oder haben Sie, meine Damen, etwa zu wenig Schmuck? Dem kann abgeholfen werden.

1 — Die Art-déco-Keys mit Onyx und Diamanten sind vielleicht der Schlüssel zum Herzen der Angebeteten. Sie können einzeln oder übereinander getragen werden, und sie entstammen einer limitierten Auflage. Die blitzenden Preziosen von Tiffany & Co. sind erhältlich bei Tiffany, Bahnhofstr. 14, Zürich.

2 — Der tiefblaue tropfenförmige Tansanit (17.74 ct.) ist von glorioser Schlichtheit. Die Diamanten (total o.66 ct.) in diesem Collier sind für einmal bescheidene, nichtsdestoweniger glänzende Nebendarsteller. Preis auf Anfrage. Von Bucherer, Bahnhofstr. 50, Zürich.

3 — Neben der Gesichtshaut wird die Haut an Hals und Décolleté am stärksten von Hautalterung betroffen. Die «Crème Cou et Décolleté» pflegt das heikle Terrain, indem sie sich die Langlebigkeit der Orchidee zunutze macht. Der «Orchidée Impériale»-Molekular-extrakt soll die Haut neu modellieren und sichtbar verschönern. Das blumige Konzentrat hat die Maison Guerlain zur Pflege-linie «Orchidée Impériale» inspiriert. Die «Crème Cou et Décolleté» kostet Fr. 445.– und ist im ausgewählten Fachhandel erhältlich.

4 — Das Collier mit pastellfarbenen Spinellen (total 48.06 ct.) und Diamanten (total 6.74 ct.) entnimmt man dem Safe vermutlich nur für den unvergesslichen Auftritt. Die Garantie für ein atemberaubendes Décolleté ist hier inbegriffen. Preis auf Anfrage. Ebenfalls von Bucherer, Bahnhofstr. 50, Zürich.

5 — Die Rubinkette mit 58 Rubincabochons totalisiert stolze 339.89 ct. 75 graue Brillanten (1.17 ct.) und 6 graue Tahiti-Kulturperlen sind in die Kette eingearbeitet. Der Preis beträgt Fr. 7900.–. Kurz Schmuck und Uhren, Bahnhofstr. 80, Zürich.



1



2



3



4



5



Auto

Gutgelaunter Enkel

Die offene Version des Fiat 500 ist ein Glücksversprechen und bringt die Menschen zum Strahlen. *Von Ulf Poschardt*

Das neue Fiat-500-Cabrio hat eine Art von Begeisterung ausgelöst, die selbst jene Menschen, die gerne auch in ungewöhnlichen Autos durch die Stadt und über das Land rollen, kaum kennen. Bisher verschlossene Nachbarn laufen auf der Strasse dem Einparkenden entgegen, und der Mann fragt mit dem Wissen des notorischen Automagazinlesers: «Den gibt es doch noch gar nicht, oder?» – Und die Frau daneben schämt sich ein bisschen und schmilzt doch dahin. «Welcher Motor ist das?» – «Der grosse», antworte ich – gross im Sinne wie die grosse Koalition, der 1,4-Liter-Motor hat ver-

nünftige 100 PS und ein eher bescheidenes Drehmoment von 131 Newtonmetern, aber trotzdem macht das hochtourige Kurbeln Spass. Von null auf hundert beschleunigt der Wicht in nur elf Sekunden.

Aber deswegen fährt man keinen Fiat 500. Denn er ist ein Glücksversprechen, auch wegen seiner unauffektierten Form der Entschleunigung. Allein die wunderbare graue Farbe in Kombination mit dem hervorragend verarbeiteten Stoffverdeck bringt Mailänder Sprezzatura auch in brandenburgische Brachen. Ist dann der Sommer so, wie dieser war, erscheint einem die eigene Stadt wie ein Urlaubsort. Jedes Detail des Fiats folgt dem Kindchenschema: Von aussen blinzelt einen der runde Knirps freundlich an. Im Inneren könnte alles auch ein Spielzeugentwurf von Fisher-Price sein. Nur Ältere erinnern sich an die runden Tachos und das altvertraute Faltdach, das auch den Ur-Fiat-500 sonnentauglich machte. Der neue Fiat 500 ist der gutgelaunte, hochbegabte und ziemlich gut aussehende Enkel des alten. Die DNA wirkt vertraut, der Fortschritt innerhalb zweier Generationen beeindruckt.

Die Strassenlage ist gut, der Verbrauch akzeptabel, nur der Wendekreis erscheint angesichts der Winzigkeit des Autos zu gross. Dafür winken und strahlen die Menschen einem zu. Viele Männer werden das Auto kaum nutzen können: Die Damen des Hauses drängen auf den Fahrersitz. Aus welchen Gründen auch immer: Selbst kritische weibliche Feingeister werden vom Fiat 500 C gewissermassen zur Euphorie genötigt. Im Strassenverkehr genießt der kleine Italiener Narrenfreiheit. Weil er sich von jeder Statuspanzerung distanziert, wird ihm manches verziehen. Scheinbar versetzt der Fiat die Umwelt in so gute Laune wie auch die Menschen, die in ihm verreisen.

Auf der Autobahn wird es ab Tempo 140 etwas laut. Auf der Landstrasse erfüllt er seinen Transportzweck jedoch weitgehend schmerzlos. Der Kofferraum reicht für den Einkauf im Biomarkt und für die kleine Tasche von Hermès. Dieses Luxus-Dropping sei an dieser Stelle erlaubt, weil es einen Hinweis auf die künftige Karriere des 500 C gibt.

Das ist auch ein Verdienst der wirklich exzellenten Farbpalette, die Fiat für den 500 entwickelt hat. Man wünschte sich bei deutschen und noch mehr bei asiatischen Kleinwagenproduzenten etwas mehr Sensibilität in dieser Hinsicht.

Ulf Poschardt ist stellvertretender Chefredaktor der *Welt am Sonntag* in Berlin.

Fiat 500 C 1.4 16V (Bj. 2009)

Leistung: 100 PS, Hubraum: 1368 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 182 km/h
Preis: ab 24 500 Franken



Wucht des Augenblicks

Wenn ein Auto von allem zu viel hat, dann darf es auch eine Audioanlage von Naim in einem Bentley sein. *Von David Schnapp*

In unserer kleinen Reihe über Highend-Cabrios, die mit Oberklasse-Soundsystemen ausgerüstet sind, hören wir heute «Naim for Bentley». Unter diesem Label baut die britische Luxus-Hi-Fi-Marke Audioanlagen für die britische Luxus-Automarke. Der Bentley Continental GTC Speed ist eine wuchtige Erscheinung, alles an ihm ist eigentlich zu viel, Kollege Ulf Poschardt hat dies schon sehr schön beschrieben.

Es ist eine einmalige Kombination, wenn man ein Cabrio von 2,5 Tonnen und mit 610 PS mit einer Audioanlage vereint, die unglaubliche 1100 Watt leistet. Damit könnte man auch eine Bar musikalisch ausfüllen. Die Naim-Ingenieure holen die Kraft aus einer 13.2-Kanal-Class-D-Endstufe mit digitaler Signalverarbeitung. Das Herzstück der Anlage sorgt in jeder Situation für ein einmaliges Klangerlebnis. Selbst auf der Autobahn, mit offenem Verdeck ist der Klang im Bentley klar und präsent. Je nach Strassenbelag können höchstens die Abrollgeräusche bei höheren Geschwindigkeiten den Musikgenuss stören. Eindrucksvoll ist der mächtige Subwoofer, der im Kofferraum sitzt und Bässe durch eine lederverkleidete Öffnung zwischen den hinteren Sitzen in den Innenraum pumpt.

Der Verstärker ist im Übrigen nicht nur leistungsstark, sondern auch sehr robust. Er musste den vorgeschriebenen Crashtest überstehen

und wurde dafür aus rund einem Meter Höhe auf eine Betonplatte fallen gelassen.

Wir fahren über den Gotthardpass, und unser Teststück «Shine On You Crazy Diamond» wird uns mit einer Kraft und Detailversessenheit aus den 14 Lautsprechern präsentiert, wie man sie in einem Auto sicher noch nie gehört hat. Das System hat acht wählbare Einstellungen wie «Naim audiophil», «fahreroptimiert» oder «sprachoptimiert». Das ist etwas Spielerei, aber immerhin lässt sich die Anlage sehr fein auf die eigenen Vorlieben einstellen.

Die digitale Signalverarbeitung ist ebenfalls Geschmackssache, bisweilen ist uns diese wuchtige, theatralische Dynamik fast zu viel. Während das Bowers-&Wilkins-System aus dem Jaguar XKR, das wir letzte Woche vorgestellt haben, beinahe diskret, aber sehr präzise arbeitet, drängt sich die Naim mit ihrer massiven Präsenz in den Vordergrund. Aber es lohnt sich, selbst diese grossartige Anlage zwischendurch auszumachen, um das unnachahmliche «Wrrroooaaam» des Motors bei der Beschleunigung in allen Details zu hören.

Naim for Bentley im Continental GTC Speed.
1100-Watt-Verstärker, 13.2 Kanäle, 8 DSP-Modi, 14 Lautsprecher inkl. Subwoofer. Dynamikausgleich, geschwindigkeitsabhängige Lautstärkeregelung. Preis Naim Fr. 10790.-, Testfahrzeug Fr. 384410.-.
www.bentley-zurich.ch, www.naim-audio.com
Nächste Woche: das Bang-&Olufsen-Soundsystem im Aston Martin DBS Volante



«Wrrroooaaam»: Naim-Audiosystem im Bentley GTC Speed.

Kühle Kohlen

Von Peter Rüedi



Der heilige Laurentius, als urchristlicher Diakon im Jahr 258 vom Christenverfolger Valerian qualvoll zu Tode gerötet, war ein bemerkenswerter Mann: «Deine Kohlen sind mir Kühle», soll er dem Kaiser zugerufen haben und dem Henker, er müsse «umgedreht werden, der Braten sei auf einer Seite schon gar». Sein Tag im Kirchenkalender ist der 10. August, und da kommen wir der Bestimmung dieser Kolumne schon näher, die (mea culpa) den Märtyrer dafür missbraucht, dass sich der Leser eine Rebsorte seines Namens merke: St. Laurent – nach Stephan Reinhardt in Österreich, genauer im Burgenland, ganz präzise am Ostufer des Neusiedlersees «neben dem Blaufränkisch die Sorte der Stunde». St. Laurent ist so etwas wie ein frühreifer Pinot noir. «Kommt St. Lorenz mit heissem Hauch, füllt er dem Winzer Fass und Bauch», sagt die Bauernregel. Der St. Laurent ist dann allerdings schon fast erntereif. Trotzdem sind ihm seine Kohlen Kühle. Wie der Pinot braucht er ein kühles Klima und das Fingerspitzengefühl des Winzers auf der wohltemperierten Klaviatur der Kellertechnik. Paul Achs in Gols am nordöstlichen Neusiedlersee hat beides. Er schafft das Kunststück, einen im Glas schwarzvertieften Wein fliegen zu machen, ihm zu einer fast burgundischen Eleganz und Leichtigkeit zu verhelfen. Die Spannweite zwischen aromatischer Komplexität und ihr abgelistem Liebreiz ist enorm. Altmodisch gesagt. Denn ein zeitgeistiger Ranschmeisser (in der Art einiger österreichischer Zweigelt) ist dieser Nordostburgenländer keineswegs. Paul Achs ist nicht nur ein Meister des St. Laurent (vom Blaufränkisch abgesehen), er macht auch wunderbaren Pinot noir. Kommt nicht von ungefähr. Auch in Gols haben im Mittelalter Zisterzienser den Weinbau eingeführt, so gesehen dürfen hier burgundische Sorten schon fast als eigenes Erbe betrachtet werden. Dass aus Österreich Weissweine von Weltspitzenformat kommen, hat sich ja herumgesprochen. Daran, dass die besten Roten denen nicht nachstehen, werden wir uns auch noch gewöhnen.

Paul Achs (Gols, Burgenland): St. Laurent 2007.
12%. Gerstl, Spreitenbach. Fr. 21.-. www.gerstl.ch

Belletristik

- 1 (–) **Hugo Loetscher:** War meine Zeit meine Zeit (*Diogenes*)
- 2 (1) **Peter Stamm:** Sieben Jahre (*Fischer*)
- 3 (2) **John Grisham:** Der Anwalt (*Heyne*)
- 4 (3) **William P. Young:** Die Hütte (*Allegria*)
- 5 (–) **Urs Widmer:** Herr Adamson (*Diogenes*)
- 6 (7) **Sarah Kuttner:** Mängelexemplar (*Fischer*)
- 7 (–) **Charlotte Link:** Das andere Kind (*Blanvalet*)
- 8 (8) **Alex Capus:** Der König von Olten (*Knapp*)
- 9 (6) **Daniel Glattauer:** Alle sieben Wellen (*Zsolnay*)
- 10 (9) **Donna Leon:** Das Mädchen seiner Träume (*Diogenes*)

Sachbücher

- 1 (1) **Duden:** Die deutsche Rechtschreibung (*F. A. Brockhaus*)
- 2 (2) **Teresa Fortis:** Lockruf Saudia (*Woa*)
- 3 (4) **Eckart von Hirschhausen:** Glück kommt selten allein... (*Rowohlt*)
- 4 (3) **Dalai Lama:** Meine spirituelle Autobiographie (*Diogenes*)
- 5 (5) **Duden:** Die deutsche Rechtschreibung: Duden Korrektor (*F. A. Brockhaus*)
- 6 (–) **Guinness Buch der Rekorde 2010** (*F. A. Brockhaus*)
- 7 (6) **Ernst J. Schneider:** Zivilgesetzbuch (ZGB), Obligationenrecht (OR) (*Orell Füssli*)
- 8 (7) **Hanspeter Künzler:** Michael Jackson – Black or White (*Hannibal*)
- 9 (9) **Rhonda Byrne:** Das Geheimnis (*Goldmann*)
- 10 (10) **Mikael Krogerus, Roman Tschäppeler:** 50 Erfolgsmodelle (*Kein & Aber*)

Quelle: Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband SBVV/Media Control

Apropos: Missverständnisse

Man mag zur neuen deutschen Einwanderungswelle stehen, wie man will: Immerhin sind die rund 234.000 in der Schweiz ansässigen Teutonen (Stand Dezember 2008) auch ein Markt. Etwa für Ratgeber in Buchform, die das Zusammenleben erleichtern sollten. Ein deutsch-helvetisches Autoren-Duo legt mit «Exgüsi» einen Knigge vor «zur Vermeidung grober Missverständnisse», wie es im Untertitel verheissungsvoll tönt. Das Buch ist als Anleitung für den täglichen Überlebenskampf geschrieben: Wie verhalte ich mich als Deutscher am Telefon? Oder wie kann ich als Schweizer den Nord- vom Ostdeutschen unterscheiden? Das Buch räumt mit Vorurteilen auf und vergisst dabei nicht, geliebte (und auch zutreffende) Klischees zu würdigen. (*kep*)

Sandra Willmeroth/Fredy Hämmerli: Exgüsi. Ein Knigge für Deutsche und Schweizer zur Vermeidung grober Missverständnisse. Orell Füssli. 187 S., Fr. 34.90

Universalgeschichte der Niedertracht

Der postum publizierte Roman «2666» des chilenischen Schriftstellers Roberto Bolaño spiegelt seine persönliche Tragödie und die des 20. Jahrhunderts. Von Markus Gasser

Noch zwei Jahrzehnte später, als er längst von Krankheit zerfressen und zu einem Erzählwunder hochgejubelt worden war, würde Roberto Bolaño in seinen schlaflosen Nächten am Meer vor Barcelona darüber grübeln, welchen Verlauf sein Dasein genommen hätte, wenn er 1973 nicht in sein Heimatland Chile zurückgekehrt wäre, um das Morgengrauen von Allendes Demokratie zu erleben, das der terrorumnachteten Lethargie eines ganzen Kontinents ein Ende setzen sollte. Pinochets Militär tötete Allende und verwandelte Chile in eine Strafkolonie; Bolaño wurde verhaftet und hungerte in einem Gefängnis dahin, bis zwei Wachbeamte, ehemalige Schulkameraden («Ist das nicht Roberto, die Pappnase?»), dafür sorgten, dass er nach Mexiko entkam. Dort traf er auf eine Frau, die in Chile gefoltert worden war, indem man Ratten in ihre Vagina eindringen liess. Wie es ihr ginge, fragte er; sie sei davongekommen und zugleich auch nicht, sagte sie, und Bolaño ertrug vor Scham sein Gesicht im Spiegel über dem Bartresen nicht mehr.

Auch in dem Städtchen Blandes an der Costa Brava, wo er Souvenirverkäufer und Nachtwächter auf einem Campingplatz war und zwischendurch auf Heroin Beatnikgedichte schrieb, fühlte er sich wie ein Ausserirdischer, der auf den Planeten Erde entführt worden war, um in einem Spektakel mitzuspielen, das ihm von Anbeginn irreparabel verfehlt erschien; im Grunde lebte er nur mehr davon, seinen Suizid hinauszuzögern. Erst als er 1988 am Strand von Blandes auf Methadon den Tod höchstselbst vor sich wähnte, der dann doch nur ein Mann um die achtzig war, ausgemergelt und tiefgebräunt, entschloss er sich, «noch eine ganze Weile zu leben», und begann zu schreiben, so wie ein Schneemann auf der Flucht vor der Sonne durch die Wüste läuft.

Zu jener Zeit tauchte auf seinen Notizblättern erstmals der Name Benno von Archiboldis auf, eines Schriftstellers, wie es so viele gibt in Bolaños Werk. 1992 begann eine Serie von Morden an Mädchen in der Wüste von Sonora in Mexiko: Binnen weniger Jahre fand man 300 mehrfach vergewaltigte Leichen, und die Idee zu einem Roman nahm Gestalt an, der die Suche nach dem fiktiven Archiboldi mit der Suche nach dem Serienmörder verwob.

Der Roman «2666» sollte ein Denkmal auch für die gefolterte Chilenin werden, die mittlerweile «an Kummer» gestorben war. Die Ratte Pinochets hatte sich bis zu ihrer Schädeldecke emporgeschoben und ihren Auftrag erfüllt.

Die fünf Monate in Chile und das Seebeben, das sie in ihm auslösten, machen in nuce den ganzen Bolaño aus: Sie erklären die scharfe, flammenwerfende Masslosigkeit, mit der er die totalitären, demokratieverbrämten Landesväter der Rechten wie Linken verfolgte, die die freie Weite seines Kontinents auf die Grösse eines Sarges schrumpfen und im Treibsand ihrer Verbalverbrechen versinken liessen, «Kanaillen» wie Hugo Chávez, dessen Spanisch «nach Scheisse riecht und Scheisse ist». Seine Reden auf Schriftstellerkongressen und seine «Ratschläge zur Kunst des Erzählens» waren Parodien derselben, in denen er der Mehrzahl seiner Kollegen anriet, ihr Geld als Berufskiller, Stricher oder Totengräber zu verdienen, anstatt weiterhin an der «Zerstörung der Literatur» zu arbeiten und mit der Kitschexotik eines «magischen Realismus» an die Political Correctness unbelesener Europäer zu appellieren. Der Tod von Jorge Luis Borges traf ihn so tief, als wäre Merlin gestorben und hätte allen Zauber aus der Literatur mit sich genommen, denn gegen die indolente literarische Durchschnittlichkeit gab es nur dieses eine Gegengift: «Lesen Sie Borges.»

Monument der Unlesbarkeit

Borges aber hatte dekretiert, was für ein mühseliger Unsinn es sei, auf aberhundert Seiten einen Plot und Gedanken auszuwalzen, dessen mündliche Darlegung wenige Minuten beanspruche. In seinen besten Werken, dem Erzählband «Telefongespräche» und dem Totenbettpalaver «Chilenisches Nachstück», hielt sich Bolaño an das Dekret – für «Die wilden Detektive» indes umging er es mit glühender Achtlosigkeit: Von der Totalitätsmanie eines Thomas Pynchon befallen, improvisierte er einen Roman ohne Plot und zentralen Gedanken zusammen, der sich nach 600 Seiten Gesprächen über Literatur, Zeitschriftengründungen, verstoßenem Pathos, alltäglichen Flüchtigkeiten und einem Geschlechtsakt auf jeder vierten Seite in nichts verlor. Die an solcherlei Ziellossigkeiten wie an Schlafmittel gewöhnte Kritik war begeistert und krönte dieses Monument der Unlesbarkeit mit dem bedeutendsten Literaturpreis Lateinamerikas.

Unter weniger Wohlmeinenden kursierte der Witz, Bolaño schmiede bereits seinen nächsten Roman; Inhalt: Ein Mann geht eine Strandpromenade entlang – und die ersten 1000 Seiten seien schon fertig. Tatsächlich prahlte er damit, an seinem «Meisterwerk» zu sitzen,



Flammenwerfende Masslosigkeit: der chilenische Autor Bolaño.

einem «Klassiker für das Jahr 2300» und dem «dicksten Buch der Weltliteratur». Pinochet erlangte politische Immunität, und die Ermittlungen zu den nunmehr 400 Mädchenmorden hatten sich, von den Behörden behindert, im Sand der Wüste verlaufen.

Nachruf auf die toten Mädchen

Bolaño jedoch schrieb um sein Leben. Seine Maxime war, dass ein Schriftsteller immer arbeitet, selbst wenn er schläft oder stirbt; da er in den 1980ern gebrauchte Heroinnadeln in seine Venen gedrückt hatte, war er an Hepatitis C erkrankt, und die Komposition von «2666» geriet zu einem beispiellosen Wettlauf mit seinem eigenen körperlichen Verfall. Er werde die fertige vorläufige Fassung noch stark überarbeiten müssen, wenn er die Lebertransplantation erst einmal überstanden habe, sagte er 2003, vier Tage vor seinem Tod. Es sollte noch einen sechsten und letzten Teil geben, für dessen Schluss er die Worte vorsah: «Und das ist alles, Freunde. Ich habe alles getan. Ich habe alles erlebt. Wenn ich die Kraft dazu hätte, würde ich weinen. Lebt alle wohl.» Pinochet überlebte ihn unbehelligt.

Wir werden nie erfahren, was aus «2666» geworden wäre, wenn Bolaño nur um jene drei Jahre länger gelebt hätte, die Pinochet noch

blieben – am Plot des Romans jedoch hätte er nichts mehr geändert: Drei Philologen machen sich im ersten Teil auf die Suche nach ihrem Vorzugsautor, dem an der Anonymitätsgrenze biografielosen Nobelpreiswärter Archimboldi, der in Mexiko gesichtet worden ist, verlieben sich alle in die vierte Philologin, Liz Norton; in der Wüste von Sonora begegnen sie einem weiteren Archimboldianer, Professor Amalfitano, der im zweiten Teil über dem Verlust seiner Frau fast den Verstand verliert und im dritten den Journalisten Oscar Fate darum bittet, seine Tochter Rosa in die USA zu bringen, da er angesichts der Serienmorde um ihr Leben fürchtet. Der vierte Teil bildet das schwarze Herz des Romans, einen Nachruf auf die toten Mädchen und einen vor Zorn funkelnden Friedhof, der, wie es in Bolaños «Amuleto» heisst, im Jahre 2666 vergessen sein wird: mit seiner teuflisch dreifachen Sechsen ein Emblem gnadenloser Verworfenheit, das Bolaño im letzten, fünften Teil zur Geschichte des 20. Jahrhunderts auswachsen lässt. Die vier Philologen begegnen Archimboldi alias Hans Reiter nie; wir aber folgen dem Wehrmachtssoldaten durch die verwüstende Germanisierung Europas, bis er sich am Schluss nach Mexiko aufmacht, um seinem Neffen zu Hilfe zu eilen, der als Hauptverdächtiger der Morde

gilt, und so die Tragödie unserer Niedertracht vollendet: Die Morde wurden nie aufgeklärt; aber jeder könnte und einer von uns wird es doch wohl gewesen sein, und Bolaño kämpft um jeden Satz, als würde er um seines Seelenheils willen diese Schuld begleichen wollen.

«2666» ist in der Not geschrieben, dass Literatur angesichts des Schmerzes in der Welt verzweifelt unerheblich wird und zu einer treulosen Gefährtin in dem Moment, da wir sie am nötigsten brauchten. So schüttet Bolaño wie zur Entschädigung alle Diamanten seines Könnens aus über die Seiten seines Romans, dass selbst Engel sich geblendet davon abwenden müssten. Wenn die vier Philologen durch die Grossstadtstrassen Europas flanieren und einer den Rollstuhl des anderen schiebt, erinnert man sich an Bolaños Sentenz, dass es genügt, ein zärtlicher und tapferer Mensch zu sein, um sich von einer Ratte zu unterscheiden, «die von allen Lebewesen dem Menschen grosso modo am ähnlichsten ist».

«Ich schreibe», meinte Bolaño, «weil ich geliebt werden und mich in der Unsterblichkeit verlieren will.» Mit seinem Romanvermächtnis «2666» ist ihm beides geglückt.

Roberto Bolaño: 2666. Aus dem Spanischen von Christian Hansen. Hanser, 1096 S., Fr. 51.–

Spezialist für Fundamente

Von Peter Rüedi

Zu den schwer ausrottbaren Klischees über die Kunst gehört, dass sie eine unteilbare Angelegenheit sei. «Wenn du's nicht lebst, kommt's nicht raus aus deinem Horn», wird Charlie Parker zitiert, und der hatte sich ja auch schlackenlos verbrannt in seiner Kunst. Allein, es gibt andere Lebensentwürfe als die des tragisch-romantischen Kunst-Existenzialisten. Denken wir uns aus der Schweizer Literatur alle weg, denen das Schreiben ein Zweitberuf war (oder die neben ihrer Berufung noch einen Zweitberuf ausübten), alle Lehrer, Ärzte, Journalisten, Architekten, Buchhändler, Lektoren, was weiss ich – es stünde wenig in den Regalen. Oft machen Musiker, die ihren Lebensunterhalt sonst wie verdienen, kompromisslosere Kunst als die, welche sich innerhalb der Musik nach der Decke strecken müssen.

So viel zur Doppelsexistenz von Daniel Schläppi. Der Berner Kontrabassist (geboren 1969) ist der Motor von nicht weniger als vier Bands, er produziert seine Musik auf einem eigenen Label (Catwalk), und er ist als Historiker (als Spezialist für Fundamentales im Fach ältere Schweizer Geschichte) mit der Vorbereitung seiner Habilitation befasst. Ein Amateur also, ein Dilettant? Allenfalls im ursprünglichen Wortsinn. Die letzte CD seines Quartetts Voices ist eine vielseitige, sprühende, hochinspirierte Angelegenheit von höchster Professionalität. Und von höchstem Schwierigkeitsgrad. In einer Vierer-Band auf den Plafond eines Harmonieinstruments zu verzichten, ist, alpinistisch gesprochen, die Wahl einer Route in überhängendem Fels. Kommt dazu, dass Schläppi die fehlende Gitarre (oder das Piano) auf dem Kontrabass nicht durch artistische Arpeggio-Wirbeleien ersetzt, sondern das Instrument eher spröde, seine Rolle etwa so interpretiert wie Charlie Haden die seine im Ornette Coleman Quartet. Das ist ohnehin eine Referenz. Mit Jürg Bucher und Domenic Landolf hat Schläppi zwei Partner auf den Saxofonen (und Bassklarinetten), die seinen Mut zum Risiko noch herausfordern. Und mit Dominic Egli am Schlagzeug einen Drummer, der die Raumkunst, wenn sie sich denn mal zu versteigen droht, mit Drive vom Kopf auf die Füsse zurückstellt.



Daniel Schläppi:
Voices Live (Jürg Bucher,
Domenic Egli,
Domenic Landolf).
Catwalk CW 080005-2

Apartheid gegen Garnelen

«District 9», der Überraschungshit des Sommers, ist realitätsnahe Science-Fiction. Von Wolfram Knorr



Schwabender Rosthaufen: Raumschiff über Johannesburg.

Nach Immanuel Kant sollen sich alle Menschen gleich behandeln – und zwar als Zweck und nicht als Mittel. Hollywood setzt seit Jahr und Tag das Mittel dialektisch ein. Aliens, aus denen hochoktaniger Hass brennt, führen in Science-Fiction-Horrorfilmen vor, wie sie – grausam und gierig – uns brave Menschen als Mittel zur Durchsetzung ihrer Ziele benutzen – und scheitern. Jetzt gibt es einen Sci-Fi-Film, der aus diesem Schema ausbricht und uns mit den Aliens einen realistischen Spiegel vorhält.

«District 9» heisst das Opus, kommt nicht aus Hollywood, sondern aus Südafrika und ist das, was man früher B-Picture nannte: klein, aber fein. Der Neuseeländer Peter Jackson («Herr der Ringe») hat das Sci-Fi-Kleinod produziert und der südafrikanische Werbefilmer Neill Blomkamp inszeniert. Es kostete gerade mal 30 Millionen Dollar, entpuppte sich als bald als Sommerhit und spielte inzwischen 105 Millionen ein. Hilfreich waren nicht nur die Youtube-Trailer, sondern auch die Kritiken, die es erstaunlich übereinstimmend euphorisch lobten. Und das mit Recht!

«District 9» ist die intelligenteste, witzigste und unterhaltsamste Gesellschaftsparabel über Südafrika, und die geht so: Irgendwann in den achtziger Jahren ist ein Trumm von Raumschiff über Johannesburg zum Stehen gekommen. Dort rostet es, in der Luft schwe-

bend, majestätisch vor sich hin. Die Besatzung, insektoide Aliens, ging runter und wurde von der Polizei in einer Slum-Township, dem District 9, untergebracht. Der Witz dabei: Die Aliens haben sich weder in pädagogischer Hinsicht der Erde genähert (Motto: Warnung vor dem Weltende) noch in böser Absicht (als Mittel zum Zweck), sondern weil einfach ein Defekt ihr Schiff manövrierunfähig machte. Die Insekten sehen zwar eklig aus und lassen einen fauligen Atem vermuten, sind aber nicht böseartig. Den Behörden sind sie trotzdem zuwider. Sie sollen umgesiedelt werden, weit weg vom menschlichen Anblick.

Eine Aufgabe, die Wikus Van De Merwe übernehmen muss. Ein netter Bürokrat, der Gewalt scheut, sich gegen Reaktionäre wehren muss, bald aber selbst von den Schuppenviechern infiziert wird und zur «Garnele» mutiert, wie die panzrigen Allesfresser genannt werden. Zwischen den Militanten, die kurzen Prozess machen wollen, und den Insekten mit ihrer röchelnden Sprache und dem armen Tropf Wikus gibt's bald gewaltigen Zoff. Semidokumentarisch erblüht eine wilde Story, pures Genrekino, das zugleich sehr nahe an der Wirklichkeit eine schwelende Apartheid-Mentalität sichtbar macht.

District 9.
Regie: Neill Blomkamp. Südafrika, 2009

Mundart im Knast

Polo Hofers neustes Album erinnert an Johnny Cash: Seine Stimme klingt reifer als je zuvor. Von Albert Kuhn

Wir müssen uns kurz den demütigenden Bezeichnungen für Menschen über fünfzig zuwenden. Polo Hofer, um den es hier geht, erhielt von Zürichs nobelstem Medium die Auszeichnung «in Würde gereift». Das evoziert umgehend Gerüche von *überekipptem* Burgunder, rezentem Camembert oder Bilder eines ramponierten Oldsmobile. In jedem zweiten Interview wird Polo Hofer (Jahrgang 1945) geflissentlich das Pensionsalter vorge-rechnet, das er nächsten März erreichen wird. Es sind Sticheleien von Leuten, die dem Tod nicht in die Augen schauen können. Polo schon.

Seit den sechziger und den frühen siebziger Jahren hat jede westliche Nation einen. Einen Protest- und Minnesänger, der ein Leben lang seine Nation unterhält und gleichzeitig nervt. In den USA ist das Bob Dylan, in England Ray Davies, in Frankreich Serge Gainsbourg, in Deutschland Udo Lindenberg, in Italien Adriano Celentano und in der Schweiz eben Polo Hofer. Alles Musiker und öffentliche Figuren, alle irgendwo kulturlinks, regierungskritisch und parteienfern. Fast alle sind noch am Leben und wirken rein durch ihre Anwesenheit.

Auch in der Schweiz: Es sind bei weitem nicht nur Musik und Texte, die «Polo National» ausmachen. Es ist ebenso sehr die charismatische, öffentliche Figur, die sich hinstellt und singt oder eben sagt, was sie denkt. Es ist

der Typ Intellektueller, den man akustisch und auch begrifflich versteht. Der Hofnarr ist es, der am gefährlichsten lebt am Königshofe. Dafür, dass er unterhält und an allerlei Grenzen rührt, kriegt er Bier und freie Kost. Geht der Spass aber zu weit, rollt sein Kopf.

Polo Hofer, heute mit Markenzeichen, ging nie zu weit – das wäre unbernerisch und ungemütlich. Und doch ging er immer ein paar Zentimeter weiter als das, was seit Ende der sechziger Jahre erlaubt und schicklich war: nackt auf Plakaten für die vierköpfige Härdlütli-Partei werben. Sich jahrzehntelang in öffentliche Talkshows setzen und seinen Abend-joint verteidigen – so selbstverständlich, wie jeder Freisinnige seinen abendlichen Châteauneuf-du-Pape eben nicht verteidigen muss.

Am Telefon erzählt uns Polo Hofer, wo er im Woodstock-Sommer 1969 den Mundartrock erfunden hat: im Knast. «Mit meiner Tanzband Polo's Pop Tales nahmen wir die herumliegende Farfisa-Orgel eines Ex-Mitmusikers mit ins Ausland», erzählt Hofer. «Bei der Wiedereinreise wurde ich – auf Anzeige der Mutter des Musikers – stracks verhaftet und musste 35 Tage ins Gefängnis Witzwil. Und *Zibele* setzen.» Da sei er schon ins Studieren gekommen. In einer der einsamen Zellenächte beschloss Häftling Hofer, im Oberland neue und junge Musiker zu suchen und Mundarttexte zu verfassen. Gesagt, getan.



Charismatischer Hofnarr: der Berner Musiker Polo «National» Hofer.

Zuerst fand Songwriter Polo (Sternzeichen Fisch) den passenden und matchescheidenden Partner: den Tastenmann und Komponisten Hanery Amman (Skorpion). 1971 startete die fünfköpfige Band unter dem Namen Rumpelstilz, 1973 erschien die erste Single, sie hiess «Warehuus Blues», die B-Seite «Gammerler», die Langspielplatte «Vogelfuetter» (1975). Typisch frühe Seventies, typisch Polo: Konsumkritik, Hanf und Freiheitsversprechen.

Radiomitarbeiter Willy Bischof fand die Rumpelstilz-Scheibe nicht nur toll, er hatte auch den Mut, die ganze, fünfzigminütige Langspielplatte am Stück über den damaligen Landessender Beromünster krachen zu lassen. Umgehend sei, erzählt Polo geniesserisch, das Radio-Telefonnetz zusammengebrochen. Und ebenso umgehend waren Rumpelstilz berühmt.

«Wer wankt, hat mehr vom Weg»

Polos Wanderweg von 1971 bis heute ist fast jedem Erwachsenen geläufig. Jährlich gab es Stimmen, die fanden, jetzt habe der Sänger seinen Ruf zerstört. Und ebenso sicher hat er ihn mit einem nächsten Album wieder aufgebaut. Sogar die Stimme: Sie hat eine neue Autorität, die man – mit Respekt und gebührendem Massstab – mit der späten Innigkeit von Johnny Cash vergleichen darf.

Man könnte die bald vierzig Jahre mit zwei seiner Sprüche beschreiben, die in Buchform auch als «Polosofie» zu haben sind. Der erste Spruch könnte neben dem Rotwein auch die Personal-, Band- und Stilwechsel bezeichnen, mit denen Polo Hofer die Schweiz verblüffte, er lautet: «Wer wankt, hat mehr vom Weg.» Die zweite Weisheit bezieht sich aufs Älterwerden und Trotzdem-Weiterrocken: «Lieber vom Leben gezeichnet als von Rolf Knie gemalt.»

Irgendeinmal hatte Polo zu viel Musik im Regal und verkaufte all seine 5000 Platten und CDs. Er beschloss, sich ganz der Musik des US-Südens zu widmen, der Quelle von Country, Blues, Rock 'n' Roll. Und daraus mag er im Moment am liebsten The Resentments aus Austin, Texas.

Welchen seiner eigenen Songs mag Polo am meisten? Das sei Stimmungssache. Dieselbe Musik wirke am Morgen anders als am Abend. Er liebt heute vor allem die klavierlastigen Songs – etwa «Rosmarie», «Im letschte Tram» sowie «Ds letschte Hemmli» und «Ds Beschte chunnt erscht no» vom neuen Album. Gab es einen Entscheid in seiner Karriere, den er bereut? «Nein.» Welchen fremden Song hätte Polo gern selber geschrieben? «La Paloma.»

Solange die Antworten besser sind als die Fragen, ist alles in Ordnung.

Polo Hofer: Prototyp. Sound Service

Ein bedauerlicher Todesfall

Mike hat sich in dem kleinen Dorf, wo er auf seine Abschiebung wartet, ganz gut eingelebt. Manche seiner Leidensgenossen haben da mehr Probleme. «Doppelpass», Folge 41. Von Charles Lewinsky

Sie fanden Abdullah am Morgen.

Zuerst dachten sie, er sei, aus welchem Grund auch immer, ganz früh aus dem Haus gegangen, aber dann bemerkten sie, dass in seinem Bett das Leintuch fehlte, und das kam ihnen seltsam vor. Noch seltsamer war, dass seine Schuhe, ordentlich nebeneinander, immer noch in der Küche standen, wo er sie gestern geputzt hatte. Er besass nur dieses eine Paar.

Sie riefen nach ihm und machten sich zunächst keine Sorgen, als sie keine Antwort bekamen. Es wäre nicht das erste Mal gewesen, dass er sich ein Versteck suchte, von irgendeiner Erinnerung oder einem bösen Traum verfolgt. Einmal, im Wald, hatte ihn das Geräusch einer Kettensäge aufgeschreckt, nur dieses Geräusch, das doch gar nichts Bedrohliches an sich hatte, und er hatte sich auf den Boden geworfen, sich mit den Händen in die feuchten Überreste von altem Laub gewühlt und versucht, sich zu verkriechen. U hatte damals beide Hände über ihn ausgebreitet, ohne ihn zu berühren, hatte etwas gesungen, das vielleicht ein Gebet aus seiner Heimat war oder auch nur ein Schlaflied für von Alpträumen geplagte Kinder. Und irgendwann hatte sich Abdullah dann wieder beruhigt. Sie hatten ihn nicht gefragt, was ihn so verängstigt habe. Er hätte es ihnen nicht sagen können, selbst wenn er gewollt hätte. Ihnen fehlte die gemeinsame Sprache.

Mike hatte Frau Abderhalden davon erzählt, hatte ihr gesagt, dass Abdullah krank sei und einen Arzt brauche, einen dieser speziellen Doktoren, die es verstehen, die Köpfe zu heilen und die Seelen. Sie hatte ihm auch versprochen, seine Bitte an den Gemeindepräsidenten weiterzuleiten. Man werde sich um das Problem kümmern, ganz bestimmt. Er hatte nie erfahren, ob letzten Endes etwas passiert war.

Sie entdeckten Abdullah auf dem Dachboden, dort, wo sie einmal das Nest eines Siebenschläfers gefunden hatten. Die Ziegel waren von vielen Stürmen durchgerüttelt, und der Aufwand, einen Dachdecker zu bestellen, hätte sich für das alte Haus nicht gelohnt. Es gab also genügend Licht, und sie konnten Abdullah deutlich sehen. Sie erkannten auch die



Wäscheleine aus der Küche. Abdullahs Füße hingen nicht weit über dem Boden. Ein paar Zentimeter mehr, und er wäre noch am Leben gewesen.

Der Hocker, auf dem er gestanden und den er dann umgeworfen hatte, lag halb auf dem Leintuch, das doch eigentlich in Abdullahs Bett gehört hätte. Es war sorgfältig auf dem schmutzigen Bretterboden ausgebreitet. U versuchte zu erklären, in Abdullahs Land sei es üblich, Tote ohne Sarg, nur in ein Tuch gehüllt, zu begraben, und der Iraker habe mit dieser Geste wohl darum bitten wollen, auch mit ihm so zu verfahren. Aber man verstand ihn nicht, oder wollte ihn nicht verstehen. So oder so, gerade jetzt mochte niemand im Dorf von gewohnten Traditionen abweichen. Die Ordnung, die man in diesem Land so schätzte, war durch den Selbstmord schon viel zu sehr gestört worden.

Der Sarg, den sie dann für Abdullah brachten, war aus Fichtenholz, und der Geruch der frisch gesägten Bretter liess Mike an die Schreinerei denken, in der er ein Weilchen gearbeitet und wo er auch seinen Unfall gehabt hatte. Er fragte sich, was Martin und die andern wohl machten, ob Hansueli immer noch alles besser wusste und ob Sven, der Hamburger Zimmermann, wohl schon wieder weitergezogen war. Er hatte ihnen immer mal schreiben wollen, aber gerade weil die Tage hier oben so voller langer, leerer Stunden waren, hatte er sich nie aufraffen können, den Brief auch tatsächlich zu beginnen.

Damals, im Krankenhaus, hatte ihm Gebi, der dritte der Kollegen, eine seiner Schnitzar-

beiten mitgebracht, mit denen er sich die Winterabende vertrieb. Ein winziger Bauer stand da neben einem Fahnenmast, an dem man die Schweizer Farben richtig hissen und wieder senken konnte. Mike nahm sich vor, das kleine Kunstwerk auf Abdullahs Grab zu stellen, nicht weil es zu seinem Schlafgenossen gepasst hätte, sondern weil er nichts anderes besass, das er dem Toten hätte schenken können. Es gab dann aber gar kein Grab. Sie hatten Abdullah verbrennen lassen, und was sie mit der Asche gemacht hatten, erfuhr Mike nicht.

Wahrscheinlich hätte sich die Aufregung im Dorf bald wieder gelegt, so wie die Bugwelle eines vorbeifahrenden Schiffes das Wasser eines Sees auch nicht lange in Unruhe versetzt. Man wäre wieder zur Tagesordnung übergegangen, Frau Abderhalden hätte die Haustüre um neun Uhr zugesperrt und um neunzehn Uhr wieder aufgeschlossen, und früher oder später hätte die Verwaltung in der Kantonshauptstadt den nächsten abgewiesenen Asylbewerber ins Dorf geschickt, und Abdullahs Bett wäre nicht mehr leer gewesen. Der Alltag war schon wieder dabei, das Regiment zu übernehmen, als sich die Presse für den Selbstmord zu interessieren begann.

Nicht die ganze Presse, natürlich. Der Tod eines nicht aufgenommenen Flüchtlings ist keine Geschichte, die sich mit einer wirklichen Aktualität vergleichen liesse. Aber doch immerhin ein Journalist. Alwin Berger.

Den interessierte das Thema, seit sich damals die Geschichte über Mike so gut hatte verkaufen lassen. Und gerade erst hatte er eine Reportage über einen Pfarrer, der Sans-Papiers



in seiner Kirche Asyl gewährte, gleich bei drei Zeitungen unterbringen können. Er betrachtete sich deshalb als Spezialisten für Flüchtlingsfragen und dachte bereits darüber nach, irgendwann einmal ein kleines Buch zu dem Thema zu schreiben. Es müsste sich doch bestimmt eine Stiftung finden lassen, die das finanzierte.

Als er die Dreizeilenmeldung über Abdullahs Tod gelesen hatte, war ihm sofort klar gewesen: Die Story war gut für mindestens zwei Spalten. An einem Sonntag fuhr er dann ins Dorf – wozu investierte er schliesslich jedes Jahr so viel Geld in ein GA? –, und als er in dem Asylantenhaus ganz überraschend auf Mike traf, machte es in seinem Kopf: «Bingo!» Zuerst der abgeschnittene Finger und jetzt noch ein erhängter Mann auf einem Dachboden. Das waren nicht zwei Spalten, sondern mindestens vier, wenn man es richtig anstellte.

Sie sassen dann zusammen im einzigen Wirtshaus des Dorfes, wo unter den Wolken von Stumpenrauch immer noch der Geruch des Sonntagsbratens zu ahnen war. Die andern Gäste, zufrieden und satt und nur noch mit der Frage beschäftigt, ob sie sich zur besseren Verdauung einen zweiten Kirschen genehmigen oder gleich zum Jassen übergehen wollten, warfen ihnen nicht sehr gastfreundliche Blicke zu.

Alwin Berger hatte sich einen Notizblock zurechtgelegt. Er besass zwar auch ein sehr elegantes Diktafon aus dem Media-Markt, aber bei dem kam er mit der Bedienung nicht zurecht und hatte schon zweimal aus Versehen eine wichtige Aufnahme gelöscht. Ausserdem,

fand er, hatte Hemingway ja schliesslich auch alle seine Bücher auf einer Hermes Baby geschrieben.

«War er verzweifelt? Hat man ihm vorher etwas angemerkt? Hat er es nicht mehr ausgehalten, in diesem Kaff eingesperrt zu sein?»

Als Interviewpartner war Mike eine Enttäuschung und hatte der Meldung, die Alwin schon kannte, kaum etwas hinzuzufügen. Viel erzählen könne er eigentlich gar nicht, sagte er. Ein Mann habe sich aufgehängt, das sei alles. Es sei ihnen auch vorher nichts aufgefallen. Nichts Aussergewöhnliches. Natürlich war Abdullah immer ein bisschen seltsam gewesen, aber wirklich gekannt, so überraschend das vielleicht klinge, habe er den Iraker nicht. Obwohl sie im selben Raum geschlafen und oft auch die Tage miteinander verbracht hätten. Das habe aber nichts mit Freundschaft zu tun gehabt, sondern nur damit, dass sie beide – alle drei, denn U durfte man natürlich auch nicht vergessen – an denselben Orten im Dorf nicht erwünscht gewesen seien.

«Das ist interessant!» Alwin machte sich eine Notiz. «Warum nicht erwünscht?»

Ach, meinte Mike, er könne gut verstehen, dass Leute wie die hier im Dorf, die immer alle so fleissig seien, nicht ständig andere um sich herum haben wollten, die den ganzen Tag nichts taten. Nichts tun durften, aber das konnte man ja nicht gut auf ein Schild schreiben und sich das dann um den Hals hängen.

«Und Abdullah? Hat er unter dieser Ablehnung gelitten?»

Das könne er nicht sagen, meinte Mike. Sie hätten sich über solche Dinge nie unterhalten.

Dazu hätte man die gleiche Sprache sprechen müssen oder zumindest eine ähnliche. Aber man habe sie demselben Dorf zugeteilt und dort im selben Haus untergebracht, ohne sich vorher zu fragen, ob sie auch zusammenpassten. Da seien überhaupt keine Fragen gestellt worden, davon sei wohl nichts in den Vorschriften gestanden, sondern eine Quote habe das so bestimmt. Und deshalb, beteuerte Mike, könne er wirklich nicht sagen, was in Abdullah vorgegangen sei.

«Du hast überhaupt keine Erklärung dafür, dass er sich aufgehängt hat?»

Es habe wohl mit der Erinnerung an schlimme Dinge zu tun, meinte Mike. Dinge, die Abdullah in seiner Heimat erlebt habe. So eine Erinnerung, habe ihm einmal ein alter Mann erklärt, könne wie ein Fleck sein, der sich nicht abwaschen lässt und sich immer weiterfrisst. Dass die Tat etwas mit schlechter Behandlung hier im Dorf zu tun gehabt haben sollte, das könne er sich eigentlich nicht vorstellen. Man hungere ja nicht, und untergebracht sei man auch. Nur dass man immer für exakte acht Franken einkaufen müsse, weil es kein Wechselgeld gebe, das mache das Leben manchmal ein bisschen schwierig. Mehr könne er dazu nicht sagen, wirklich nicht. «Es tut mir leid.»

«Nun ja», dachte Alwin, «er ist kein Journalist und weiss nicht, wie man diese Dinge formuliert. Das muss man natürlich alles ganz anders erzählen. Mit sehr viel mehr Empörung.» Aus Verzweiflung in den Tod getrieben, so würde das in seinem Artikel heissen.

Aber vier Spalten ergab das noch nicht. Noch nicht einmal drei.

Doch dann – man muss als Journalist auch kreativ sein – hatte Alwin Berger eine brillante Idee. Ihm war plötzlich klar, wie sich aus zwei halben Geschichten eine ganze machen liess. Eine wirklich grosse Story.

«Hör zu», sagte er und war ganz aufgeregt, «es kann niemand von dir verlangen, dass du hier oben bleibst. In dem Haus, in dem sich ein so enger Freund von dir umgebracht hat.»

«Er war kein ...», setzte Mike an, aber Alwin liess sich jetzt nicht mehr unterbrechen.

«Du packst jetzt deine Sachen zusammen und kommst mit mir. Ich bringe dich an einem viel besseren Ort unter.»

«Aber es ist verboten ...»

«Vertrau mir», sagte Alwin Berger. «Ich weiss, was ich tue. Du darfst die Macht der Presse nicht unterschätzen.»

Folge 42 des Fortsetzungsromans in der nächsten *Weltwoche*

Im Internet

Alle Folgen auf www.weltwoche.ch/doppelpass

Traditionelle Ideen

Der Informatiker Philip Lehmann, 28, und die Bankangestellte Maribell Vinces, 28, haben im Juli geheiratet – wie in Hollywood.

Maribell: Wir lernten uns in Lima kennen und waren uns auf den ersten Blick nicht gerade sympathisch. Ich dachte: ein Tourist auf der Durchreise. Das interessiert mich nicht unbedingt.

Philip: Maribell wuchs wohlbehütet in einer gehobenen, bürgerlichen Familie auf. Sie lebte damals noch zu Hause. Es ist in Peru durchaus üblich, dass Mutter und Vater einer über zwanzigjährigen Tochter sagen, wo's langgeht. Dass Mädchen sich vulgär kleiden oder fluchen, wird in den besseren Kreisen nicht als Schicksal oder als Marotte der Neuzeit hingenommen: Es wird ganz einfach nicht toleriert. Wir kamen dann ins Gespräch. Es gab viele Gemeinsamkeiten. Was mir an Maribell auch sofort sehr gut gefiel, waren der starke Wille, ihre Energie und, ja: ihre traditionellen Ideen.

Maribell: Von wegen konservativ. In Peru heiratet man nicht in andere Milieus hinein. Von mir wurde erwartet, dass ich einen gutausgebildeten Peruaner heirate. Ausländer sind bei uns nicht so populär. Als ich – nach einer gemeinsamen Reise – bereits Hals über Kopf in Philip verliebt war, schüttelten meine Eltern den Kopf. Ein Vagabund! Einer, der ziellos durch die Welt gondelt! Maribell, pass auf! Dass er nur auf einer Ferienreise war, nachdem er erfolgreich sein Studium abgeschlossen hatte, wollte ihnen zuerst nicht in den Kopf.

Philip: Als ich bei den Eltern zu Besuch war und beiläufig meine Hand auf Maribells Bein legte, fandensie dieses Verhalten unverschämt. Ich unterliess es künftig und machte Maribell – die meine grosse Liebe, meine Traumfrau in allen Belangen wurde – wenig später einen Heiratsantrag.

Maribell: In der Zwischenzeit lieben ihn meine Eltern wie einen eigenen Sohn. Es gibt gewisse Dinge im Leben, die man intuitiv entscheidet, nicht mit dem Kopf, sondern mit dem Herzen und dem Bauch. Mein sofortiges «Ja» auf Philips Heiratsantrag, bedeutete, dass ich mein Zweitstudium abbrechen und alles hinter mir lassen musste. Jetzt bin ich seit zwei Jahren hier in der Schweiz. Obwohl ich von



«Wo sind die Hausangestellten?»: Ehepaar Lehmann-Vinces.

Leuten, die mich nicht kennen, auch schon einmal gefragt werde, ob ich in einer Bar arbeite, gibt es hier wenig Rassismus. Ich fand sofort einen guten Job. Disziplin und Arbeitswille werden grossgeschrieben. Aber in meinem Land haben diese Tugenden eine noch grössere Bedeutung, weil der Staat nicht hilft, wenn jemand scheitert oder krank wird. Bei uns muss der Wohlstand erkämpft werden.

Philip: Meine Frau wunderte sich zuerst darüber, dass mit Steuergeldern Arbeitslose unterstützt werden. Ich erklärte ihr dann die Prinzipien des Sozialstaates.

Maribell: Andere Annehmlichkeiten, die in meinem Land üblich sind, gibt es dafür hier nicht. Als ich mit Philip zusammenzog, musste ich lernen zu putzen, zu kochen, zu bügeln. Das konnte ich alles nicht.

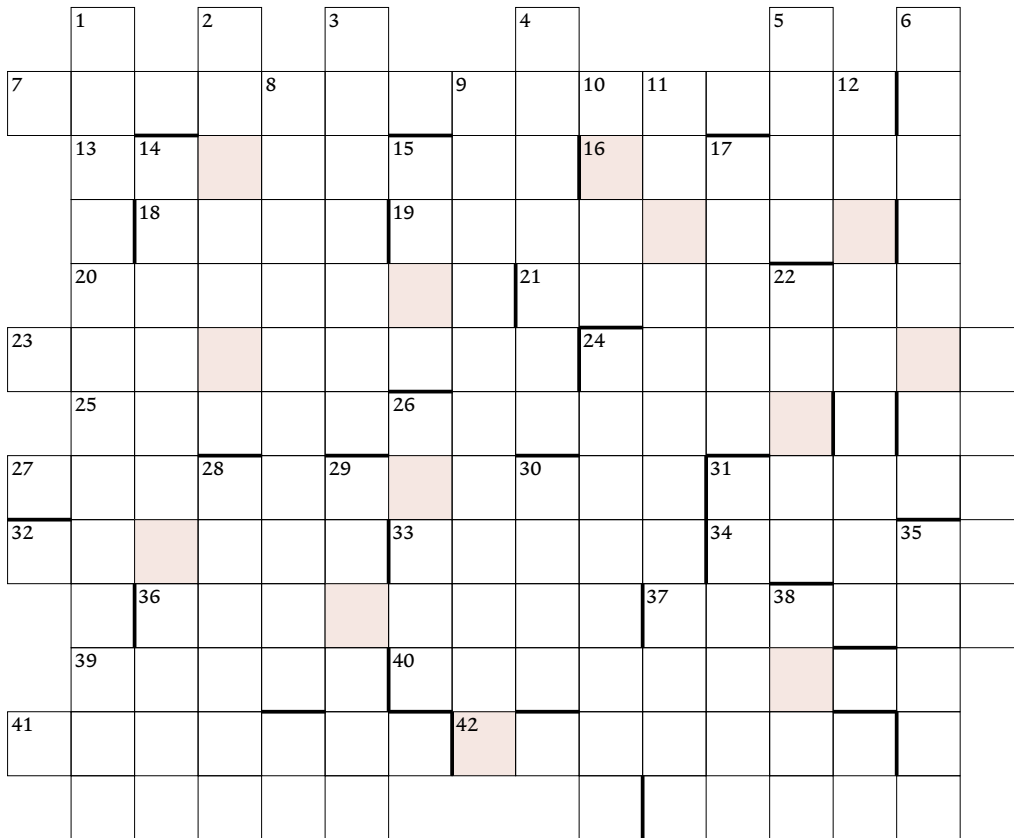
Philip: Sie fragte: «Wo sind die Hausangestellten?» In Peru gehören Gärtner, Büglerin und

Köchin einfach dazu. Ich sagte: «Eine Putzfrau können wir uns nur einmal die Woche leisten, wenn wir bald heiraten wollen.»

Maribell: Unsere Hochzeit war wunderschön. Wie in Hollywood. Eigentlich noch besser. Unter den Gästen waren fünfzehn Nationen vertreten. Der erste Fototermin fand bereits am frühen Morgen statt. Wir engagierten zwei Fotografen, einer allein hätte das Programm nicht durchziehen können. Am Schluss hatten wir 3800 Bilder. Wir wollten einfach alles festhalten, was wir monatelang vorbereitet hatten: die Blumen, die Kleider, das Essen, die Hochzeitstorte. Wie ich den Brautstraus wegwurf, wie die schneeweisse Kutsche vorfuhr. Und all die glücklichen Gesichter.

www.kutschen-ausfahrten.ch

Die Fragen stellte **Franziska K. Müller**.



Lösungswort — Die harte Wurst ist nicht gegen Bruch gesichert

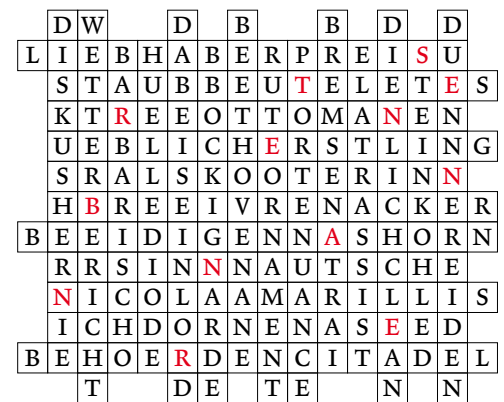
Die eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — (v. h. = von hinten) 7 In dieser Lage geht dem Geist das Licht eher ab statt auf. 13 Rücköffentliche Sache des Staates. 16 Bei ihnen sollte es klappen beim Bogen. 18 Was Polo in den Alpen giggerig macht. 19 Bevor es dir blausauer aufstösst, bist du hinüber (v. h.; y = i). 20 Sein Traum waren - auch in England - verdorrte 3 Senkrecht. 21 Da scheiden sich die Geister von Etsch und Inn. 23 Wenn sie ihn dies lassen, verderben viele Köche den Brei. 24 Bitte des Mittellosen an den Wirt in dessen Lokal. 25 Hatten sie am Ende Karas' Klang in der Nase? 27 Ziel vom satten Indio mit Adonisteint. 31 Was den einen das Wetter, waren den anderen Gewürze im Pop-Business. 32 Iznik ist auch was Nizza griechisch war. 33 Heilig ist unter dem Strich die französische Königsweihe. 34 Ist tatsächlich in Madrid. 36 Das antike Vorbild des Detektivs verrichtete Dutzendarbeiten. 37 Nach 73 Mal «Ick bün al dor!» hatte sie den Hasen auf dem Gewissen. 39 Düstere Absteige von Adlern in California. 40 Satisfaktion gibts auch über bilaterales Geschwätz. 41 Eben solches, aber hier als Solo. 42 Der Wahnsinn kommt manchmal auf Rädern.

Senkrecht — (v. h. = von hinten; y = j = i) 1 TM in Mittelitalien zwischen Adria und Apennin. 2 Ist ein Raser, der mit Tempo erlappt wird. 3 Zu guter Letzt bleibt uns nur knochentrockene Materie. 4 Megawativati. 5 Gegen Gift hilfts erst, wenss vor dem Dot kommt. 6 Die Fröschchenfamilie wird im Deutschen angespornt. 8 Die gibts «3 für 1» und umgekehrt. 9 Waren die Tiroler hinter dem Haarpinsel am Spiegel her? 10 Trinken Engländer in Japan um des Alkohols willen. 11 Bringt Klänge mit Klängen zum Klingeln. 12 Wo der Mittelpunkt bei Verrückten liegt. 14 Exzellenter Metallagerstättenwächter. 15 Briten halten ihre Milz im Pfandrecht. 17 Süsstoff für Blutwurst. 22 Ihr Leben auf dem Eis endete in der Luft. 24 Hat sich bis 2007 den Nominationsoscar verdient. 26 Bei der S(ch)ur lieber den Gott als den Klang. 28 Ein Verräter ist schon ein halber. 29 Nur fast ein tragendes Element am südosteuropäischen Anbau (v. h.). 30 Alternative Ergänzung um 5 in England. 31 Titos «Feriencamp» für schwere Mädchen. 35 Türkischer Bund von Pfadfindern. 38 Immer Gleiches im Vorzeichen.

© Daniel Krieg - Rätsel Agentur

Lösung zum Denkanstoss Nr. 132



Waagrecht — 8 LIEBHABERPREIS 14 STAUBBEUTEL 17 ETES (= frz. Sommer Mz.; v. h. sete = ital. Durst) 18 TREE (= engl. Baum) 19 OTTOMANEN (= Türken; Sofas; Ottoman = Gewebeart) 20 UEBLICH 21 ERSTLING 22 SRAL (Lars «Der kleine Eisbär»; ... von Trier) 23 SKOOTER («Putschauto») 26 INN 28 BREE (Figur in «Desperate Housewives») 29 IVREN (Nervi, Pier Luigi, ital. Baumeister † 1979; Stadtteil v. Genua; = ital. Nerven) 30 ACKER (Joe ...mann; CH-Banker) 31 BEEIDIGEN (beleidigen) 33 NASHORN («Die Nashörner» v. E. Ionesco) 35 RSI (Tessiner Radio in «Irrsinn») 36 NNN (in «innen») 38 AUTSCH 40 NICOLA (Kartoffelsorte; = ital. Nikolaus) 42 AMARILLIS (Amaryllis; Pflanzengattung; Schäferin bei Vergil) 43 ICH 44 DORNEN («Die ...vögel», Roman u. TV-Vierteiler) 45 SEE (Rudergewässer Rot...) 46 BEHOERDEN 47 CITADEL (= engl. Zitadelle; von «citadella» = ital. kleine Stadt)

Senkrecht — 1 DISKUSHERNIE 2 WETTERBERICHT («...mantie», Wortteil für «Wahrsagen») 3 DABEISEIN 4 BEETHOVEN (Ludwig van ... † 1827; beet = niederl. Biss; hoven = Höfe) 5 BREMSEN 6 DIENLICH (zweck... und sach...) 7 DUENN («durch dick und ... gehen») 9 BARBARISCH 10 HUELLE («in ... und Fülle»; «sterbliche ...»; «die ... des Schweigens») 11 RUTE 12 ELAT (israel. Hafenstadt in «Cervelat») 13 STEINKOHL (Kohle = Geld; steinreich) 15 BOCKIG (halsstarrig; Bock = Begriff b. Jassen) 16 TORT (Zuger Kirsch...) 24 ORNAMENTE 25 RASSIST (monochrom = einfarbig) 27 NEREIDEN 32 DIODE (LED = Leucht...; Led Zeppelin) 33 NUANCE (Identität = völlige Übereinstimmung) 34 ATRAI (Fluss in Indien u. Bangladesch) 37 NARDE (wird als Baldrianpflanze gemalt) 39 CLEAN (= drogenfrei; «Cold Turkey») 41 LORD («House of ...») 42 ANE (= frz. Esel; bei de la Fontaine «Aliboron» genannt)

Lösungswort — STERNENBANNER

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Polymere Werkstoffe, Feinchemikalien/Engineering

Zu Ihren Diensten!

Jetzt unter dem Dach der RBS –
Sie bleiben König



Die Strukturierten Produkte von ABN AMRO finden Sie jetzt unter dem Dach der Royal Bank of Scotland – das ist die ideale Verbindung von Erfahrung und Vielfalt. 1727 gegründet, zählt die RBS zu den grossen, international tätigen Finanzdienstleistern – eine Bank, der über 40 Millionen Kunden weltweit vertrauen. Unsere Philosophie „Make it happen™“ prägt unser tägliches Handeln – innovative Anlagemöglichkeiten, exzellenter Service und ein vielfältiges Produktangebot. Zu Ihren Diensten!



Für weitere Informationen stehen wir Ihnen jederzeit gerne zur Verfügung.
www.rbsbank.ch/markets · markets.ch@rbs.com · Tel. 044 631 62 62

Make it happen™

 **RBS™**
The Royal Bank of Scotland